

9. Depression im Kontext von beruflichem Ausschluss und Dequalifizierung

In nahezu allen Interviews mit den lateinamerikanischen Migrantinnen nimmt die Erfahrung beruflichen Ausschlusses und erschwerten Zugangs zum Schweizer Arbeitsmarkt eine zentrale Rolle in den Lebensgeschichten ein. Obwohl diese Frauen als qualifiziert oder gut qualifiziert gelten, können sie ihr Bildungskapital und ihre Berufserfahrungen in ihrer Arbeitsmarktpartizipation nicht adäquat einsetzen.

Die meisten Lateinamerikanerinnen (11) kamen mit einem abgeschlossenen Universitätsabschluss in die Schweiz. Die berufliche Partizipation ist für die gut ausgebildeten Migrantinnen von zentraler Bedeutung, insbesondere im Hinblick darauf, dass alle 17 Frauen vor der Migration, in ihrem Herkunftsland, einem Beruf nachgingen und dadurch finanziell unabhängig waren. Aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit war keine Migrantin in Lateinamerika auf die häusliche Sphäre beschränkt. Im Leben der Biographinnen hatte das eigene Einkommen eine bedeutende Dimension in der alltäglichen Lebensgestaltung. Es fällt auf, dass nur drei Frauen aus Lateinamerika aus erwerbsbiographischen Gründen migrierten. Für eine Frau war der Hauptgrund zur Migration die Flucht vor ihrem gewalttätigen Ehemann. Die Mehrheit der Befragten, d.h. 13 von 17 Frauen, migrierten im Rahmen einer binationalen Ehe. Ausser ihrem Ehemann kannten sie zu Beginn ihrer Zeit in der Schweiz niemanden. Eine Ausnahme bildeten zwei Frauen, die jeweils eine Freundin aber in der französisch sprechenden Schweiz hatten. Das bedeutet, dass die Mehrheit der befragten Migrantinnen dieses Samples über kein soziales Netzwerk in der Deutschschweiz verfügte. Somit besaßen sie kein soziales Kapital, das ihnen den Einstieg in die Erwerbsarbeit erleichtert hätte. Nahezu alle Frauen, die eine partnerschaftliche Orientierung oder eine Heirat als Hauptgrund für die Migration angaben, hatten nicht erwartet, auf so grosse Schwierigkeiten beim Arbeitsmarktzugang zu stossen. Vielmehr gingen sie davon aus, ihre lateinamerikanischen Bildungstitel vollständig bzw. weniger restriktiv auf dem Schweizer Arbeitsmarkt verwerten zu können.

Die jeweilige Arbeitsmarktposition der befragten Migrantinnen ist zum Zeitpunkt der Befragung eine Momentaufnahme. Die berufliche Position kann sich im Kontext der jeweiligen Lebenssituation sowie im Zusammenhang des mitgebrachten und in der Schweiz erworbenen kulturellen und sozialen Kapitals über die Zeit verändern, was in den zwei ausführlichen Fallrekonstruktionen (vgl. Kapitel 5 und 6) verdeutlicht wurde.

Es zeigt sich ferner, dass der Aufenthaltsstatus keine relevante Rolle für die Beschäftigungssituation der lateinamerikanischen Frauen meines Samples spielt. Alle Frauen besitzen einen legalen Aufenthaltstitel, der ihnen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt formal die gleichen Rechte wie der einheimischen Bevölkerung zugesteht. Selbst für Migrantinnen mit einer Schweizer Staatsbürgerschaft erhöhen sich jedoch die Chancen nicht, am Arbeitsmarkt teilzunehmen. Gleichwohl muss hier angemerkt werden, dass der legale Aufenthaltsstatus und das kulturelle Kapital ihre Lebensbedingungen in der Migration massgeblich prägen.¹

Der Vergleich der Fallrekonstruktionen macht deutlich, dass Amalia Torres' und Leonor Castros Lebensgeschichten bereits in den Migrationsmotiven kontrastieren: Während Amalia Torres aufgrund einer Heirat mit einem Schweizer Mann migrierte, kam Leonor Castro als Akademikerin mit einem Arbeitsvertrag in die Schweiz. Die biographische Bedeutung von Bildungserfolg und starker Leistungsorientierung unterscheiden sich in Amalia Torres' und Leonor Castros Lebensgeschichte, doch die biographische Bedeutung des Faktors Arbeit ist beiden gemein. Beide waren es gewohnt, in ihrem Herkunftsland berufstätig und finanziell selbstständig zu sein; eine Tatsache, die auf alle Studienteilnehmerinnen zutrifft. Die gut qualifizierten Migrantinnen wollten fast alle eine Arbeit, in der sie sich sinnhaft entfalten und persönlich weiterentwickeln könnten, so wie sie es in ihrem Herkunftsland gewohnt waren. Für einige war es darüber hinaus wichtig, Karriere zu machen.

Die Ergebnisse aus dem kontrastiven Vergleich zeigen, dass von allen befragten Migrantinnen nur einer Frau mit drei Studienabschlüssen – Leonor Castro – ein fließender Übergang vom mexikanischen in den Schweizer Arbeitsmarkt gelungen ist. Für alle anderen Migrantinnen war die berufliche Anfangsphase durch Arbeiten auf niedrigem Qualifikationsniveau geprägt. Die Soziologen Siegrist und Dragano (2006: 349), die zum Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit und Gesundheit forschen, beschreiben die Bedeutung von Berufstätigkeit für ein Individuum wie folgt:

„Die Zentralität der Berufstätigkeit in modernen Gesellschaften ergibt sich aus der Tatsache, dass berufliche Tätigkeit die Grundlage einer kontinuierlichen Erwerbschance und eines damit gegebenen Autonomiegewinns bildet. Weiterhin stellt Berufstätigkeit ein wesentliches Ziel primärer und sekundärer Sozialisationsprozesse dar. Für die Bewertung von sozialer Stellung und sozialem Ansehen einer Person, ebenso wie für das Erleben sozialer Identität und des damit verbundenen Selbstwertgefühls sind berufliche Qualifikation, Position und Erwerbsstatus bedeutsam.“

Fallübergreifend gilt, dass die Erwerbsarbeit für die migrierten Frauen in Bezug auf ihre ökonomische Unabhängigkeit, ihr Selbstbewusstsein, die gesellschaftliche Teilhabe, die ehelichen Rollenvorstellungen, die soziale Anerkennung und den sozialen Status von erheblicher Bedeutung ist.

Mit der Migration in die Schweiz ging für 13 Migrantinnen eine Degradierung im sozialen Status einher. In gesamtbiographischer Perspektive ist diese migrationspezifische Erfahrung bedeutsam und hinterlässt Spuren. Zwei Frauen erleben einen

1 Ich werde nur in diesem Unterkapitel auf den Aufenthaltsstatus der migrierten Frauen aus Lateinamerika eingehen, um zu verdeutlichen, dass sich ihr unterschiedlicher legaler Aufenthaltstitel nicht als eindeutige Einschränkung zum Arbeitsmarkt rekonstruieren lässt.

sozialen Aufstieg und bei zwei weiteren Frauen findet keine wesentliche soziale Positionsverschiebung im Kontext der Migration statt.

Über die oben beschriebenen Schwierigkeiten, am Schweizer Arbeitsmarkt in adäquater Weise teilhaben zu können, hinaus ist ein weiteres Hindernis die Tatsache, dass die im Herkunftsland erworbenen Bildungstitel oft nicht anerkannt werden bzw. eine Abwertung in der Schweiz erfahren. Auch wird die teilweise langjährige Berufserfahrung der Migrantinnen oftmals nicht oder nicht ausreichend anerkannt. Es lässt sich somit festhalten, dass sowohl das inkorporierte kulturelle Kapital wie auch die eigenen Ressourcen im Aufnahmeland nicht ausreichend wertgeschätzt werden. Die biographischen Selbstpräsentationen weisen darauf hin, dass fehlende berufliche Akzeptanz Erfahrungen mit einem hohen Mass an psychischer Belastung einhergehen. Diese Belastungssituationen hinterlassen Spuren in der berufsbiographischen Konstruktion: Exklusionserfahrungen im Beruf werden mit enormen seelischen Verletzungen und Leidensprozessen in Zusammenhang gebracht. Gerade für Migrantinnen, die ihre Selbstachtung und ihren Selbstwert aus ihrer Arbeitsleistung ziehen, lässt sich die Erfahrung beruflicher Exklusion als ein kritisches Lebensereignis rekonstruieren.

Von den 17 interviewten Migrantinnen, die als qualifiziert oder als gut qualifiziert gelten, befinden sich nur drei Frauen zum Zeitpunkt des Interviews in einer qualifikationsangemessenen Beschäftigungssituation. Die Mehrheit der lateinamerikanischen Frauen im Sample ist in unterqualifizierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt oder beruflich ausgeschlossen. Im Detail heisst das: Zwei Drittel der befragten Migrantinnen (12) gelingt es nicht, eine ihrem Bildungsstand entsprechende Arbeit zu finden. Davon sind acht Frauen entweder unter ihren Qualifikationen oder in instabilen Arbeitsverhältnissen tätig. Ein Drittel der Migrantinnen ist überhaupt nicht in den Arbeitsmarkt integriert (6). Eine Ausnahme bilden zwei Migrantinnen, die nicht erwerbstätig sind. Aufgrund der guten Einkommenssituation der Familie entschied sich Sol Alvarez, die in Venezuela als Coiffeuse tätig war, keiner Erwerbsarbeit nachzugehen und Mutter und Hausfrau zu sein. Helena del Toro, ursprünglich Ballerina, heiratete im Alter von 43 Jahren einen wohlhabenden Mann und engagierte sich in Form von ehrenamtlicher Arbeit für gemeinnützige Projekte. Heute ist sie Rentnerin.

Die Interviewanalyse macht deutlich, dass insgesamt zwölf gut ausgebildete Migrantinnen ihre Qualifikationen und Ressourcen in keiner Weise in die Schweizer Gesellschaft einbringen können. Obwohl die Mehrheit der befragten Frauen ein ausgeprägtes kulturelles Kapital vorweisen kann, stehen ihnen Hürden wie Nichtanerkennung ihrer Ausbildungstitel sowie ihrer Berufserfahrung im Wege. Die fehlende Anerkennung der Bildungsinvestitionen hat einen Brain Waste zur Folge.

In den biographischen Erzählungen zeigt sich, dass die Sprachkenntnisse der migrierten Frauen oft als Ausschlusskriterium fungieren. Von Berufsausschluss Erfahrungen sind allerdings auch Migrantinnen betroffen, die der deutschen Sprache mächtig sind. So wurde dies einerseits in der Fallrekonstruktion von Leonor Castro, 41-jährige Juristin, MBA-Absolventin und Übersetzerin aus Mexiko, deutlich. Andererseits ist auch im Fall Isabel Vega, einer 33-jährigen Rechtsanwältin aus Kolumbien, ersichtlich, dass nicht nur sprachliche Defizite beruflich hemmen. Im Unterschied zu den meisten interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika, die ohne Deutschkenntnisse in die Schweiz kamen, beherrschte diese Biographin bereits hervorragend die deutsche Sprache, da sie im Herkunftsland ein deutschsprachiges Privatschulwesen besucht hatte, im Rahmen eines Austauschprogramms ein Jahr lang an einer Universi-

tät in Deutschland studierte und bereits mehrere Reisen nach Deutschland und in die Schweiz unternommen hatte. Ferner lässt sich konstatieren, dass fünf von insgesamt zwölf Frauen, die noch eigene Kinder zu betreuen haben, aufgrund von Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit keiner Vollzeitbeschäftigung nachgehen können. Dabei spielen mangelnde familienergänzende Kinderbetreuungsmöglichkeiten eine wesentliche Rolle. Insbesondere in der einkommensschwachen Situation der Familie von zwei Frauen ist die kostenintensive Kinderbetreuung ein grosses Problem.

Auffallend ist, dass drei migrierte Frauen, die ihren gelernten Beruf ausüben bzw. ihrer ursprünglichen Qualifikation entsprechend arbeiten, schon seit vielen Jahren in der Schweiz leben. So hat Ana Ortiz aus Peru ihren Lebensmittelpunkt seit 31 Jahren in der Schweiz. Sie verfügt über die C-Niederlassungsbewilligung. Zum Interviewzeitpunkt ist sie im Bereich der Frühförderung von Kindern von MigrantInnen tätig. Alma Ruiz kommt aus Argentinien und lebt seit 23 Jahren in der Schweiz. Sie hat die Schweizer Staatsbürgerschaft und arbeitet als Kindergärtnerin. Catalina Morales aus Mexiko ist seit 12 Jahren in der Schweiz. Die Biographin besitzt ebenfalls die Schweizer Staatsbürgerschaft. Sie ist als Heilpädagogin angestellt. Die drei Frauen, die sich zum Interviewzeitpunkt in qualifizierter Erwerbsarbeit befinden, hatten anfänglich ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden. Auch sie erlebten zu Beginn ihrer Migration eine Dequalifikation. Ihren Arbeitsplatz fanden sie auf verschlungenen Wegen. Lange Perioden von Erwerbslosigkeit und die Ausübung von Arbeiten, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen, kennen sie auch. Somit beeinflusst die Länge der Aufenthaltsdauer die Arbeitsmarktbeteiligung der gut qualifizierten Migrantinnen zusätzlich.

Des Weiteren ist anzumerken, dass alle Frauen, die am Arbeitsmarkt partizipieren, unfreiwillig in Teilzeit arbeiten. Nur eine Interviewteilnehmerin des vorliegenden Samples, Amalia Torres (vgl. Kapitel 5), war in einer Vollzeitbeschäftigung, als ich sie interviewte. Sie ist Mitarbeiterin im Bordrestaurant und als Hostess eines europäischen Verkehrsunternehmens tätig. Somit befinden sich die erwerbstätigen und erwerbslosen Frauen nicht nur auf der andauernden Suche nach einer Arbeitsstelle in ihrem beruflichen Bereich, sondern darüber hinaus suchen die meisten Frauen einen Arbeitsplatz im Vollzeitpensum.

In der fallübergreifenden Betrachtung der Bildungs- und Berufsbiographien lässt sich konstatieren, dass 14 von 17 migrierten Frauen aus einem bildungsnahen Elternhaus kommen. Hierbei haben vier Lateinamerikanerinnen Eltern mit einem akademischen Abschluss. In diesen Familien weisen Bildung und Beruf einen hohen Stellenwert auf. Obwohl sich dieser Kontext als relevant für die Bildungsaspiration und die biographische Orientierung am beruflichen Erfolg erweist, ist dies kein spezifisches Merkmal der Lebensgeschichten von Migrantinnen, sondern die bildungsbiographische Bedeutsamkeit liesse sich an vielen beliebigen Lebensgeschichten rekonstruieren. Zentral ist hier vielmehr die migrationsspezifische Erfahrung der Entwertung ihrer Qualifikation und bisherigen Berufserfahrungen in der Schweiz. Für die meisten befragten Frauen sind mit der Migration berufliche Diskontinuitäts- und Verlusterfahrungen verbunden.

Gemeinsam ist der Mehrheit der Migrantinnen in der vorliegenden Untersuchung, dass sie unter ihrer Berufssituation und den erheblichen Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt leiden. Dieses Leiden versuchen sie auf unterschiedliche Art

und Weise zu verarbeiten. Mehrere Migrantinnen finden, trotz jahrelanger Ausbildungs- und Berufserfahrungen und in wenigen Fällen trotz Anerkennung ausländischer Bildungstitel, nur im Niedriglohnsektor eine Arbeitsstelle. Gut qualifizierte Frauen müssen unattraktive, repetitive und schlecht bezahlte Arbeiten mit geringen Aufstiegsmöglichkeiten annehmen. Sie sind oft in befristeten Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Viele der befragten Frauen aus Nicht-EU-Ländern nehmen Arbeiten zu prekären Arbeitsbedingungen an. So kommt es, dass sie im Umgang mit beruflichen Ausschlusserfahrungen eine Dequalifizierung in Kauf nehmen.

Die befragten Migrantinnen, die ihre Bildungsabschlüsse im Schweizer Arbeitsmarkt nicht valorisieren konnten und eine Arbeit ausüben, die weit unter ihrer tatsächlich erworbenen Qualifikation liegt, sind häufig in frauenspezifischen Berufen tätig: als Reinigungskraft, Kinderfrau, Care-Arbeiterin, Pflegeassistentin, Verkäuferin, Servicemitarbeiterin, Promotorin, Spanischlehrerin im Privatunterricht und Mitarbeiterin für den Mittagstisch. In ihrem Herkunftsland arbeiteten diese Frauen als Anwältin, Juristin, Architektin, Heilpädagogin, Kauffrau in der öffentlichen Verwaltung, Betriebsökonomin, Marketingfachfrau und Geschäftsleiterin einer Textilfabrik.

Beim Überblick über alle geführten Interviews fällt auf, dass die meisten befragten lateinamerikanischen Frauen ihre Berufspläne in der Migration aufgeben. Sie finden kaum Zugang zu Arbeitsbereichen für qualifizierte Migrantinnen. Sie orientieren sich an entsprechend realen Arbeitsmöglichkeiten – vorwiegend im unteren Segment des Arbeitsmarktes – neu. So sind Berufsbereiche wie etwa Reinigungsarbeit, Kinderbetreuung im privaten Bereich sowie Mitarbeit beim Mittagstisch, für die wenig Ausbildung und Qualifikation vorausgesetzt werden, Arbeitsgebiete, die von den befragten Migrantinnen ausgeübt werden, da sie leichter zugänglich sind. Diese Arbeitsbereiche weisen einen Zusammenhang mit der den Migrantinnen zugewiesenen gesellschaftlichen Position in den unteren Schichten auf.

Aufgrund der einkommensschwachen Situation der Familie sind sechs von 17 Migrantinnen mit akademischer Ausbildung (davon sind fünf verheiratet und eine ist geschieden sowie alleinerziehend) auf einen Zusatzverdienst aus einem prekären Arbeitsverhältnis angewiesen. Als Angehörige der Mittel- und Oberschicht leisteten sich die befragten Frauen in Lateinamerika eine Haushaltsangestellte. Die Arbeit im Reinigungsgewerbe fiel ihnen in der Schweiz deshalb besonders schwer, da sie es in ihrem Herkunftsland gewohnt waren, selber eine Reinigungskraft und in einigen Fällen zusätzlich eine Kinderbetreuerin zu haben.

Die meisten Migrantinnen dieser Untersuchung, so lässt sich resümieren, erleben eine Entwertung ihrer Kompetenzen und ihres Wissens, sei es informell oder zertifiziert. Die Folgen unterschiedlicher Wertung von Qualifikation in der Schweiz sind eine soziale Degradierung ihres kulturellen Kapitals, bzw. sie können es nicht auf dem lokalen Arbeitsmarkt einbringen. Aufgrund ihrer guten Qualifikation im Herkunftsland fühlten sie sich für den Schweizer Arbeitsmarkt gewappnet. Die Entwertung ihres mitgebrachten kulturellen Kapitals erwarteten sie nicht in diesem Ausmass. Alle Migrantinnen, deren im Herkunftsland erworbene universitäre Bildungstitel und Berufserfahrungen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt nicht verwertet werden oder die ganz von Berufsausschluss betroffen sind, erleben diese migrationsspezifische Erfahrung als psychisch belastend. Unter dem Ausbleiben einer gesellschaftlichen Anerkennung und Wertschätzung ihrer Fähigkeiten fühlen sich die befragten Frauen nicht ganzheitlich als Mensch gesehen, was sich zerstörerisch auf das Selbstwertge-

fühl auswirkt. Dies zeigt die biographische Fallrekonstruktion Leonor Castros in besonders deutlicher Weise.

An den Erzählungen von Leonor Castro und Catalina Morales – beide in Mexiko-Stadt beruflich sehr erfolgreich – wurde aufgezeigt, wie die berufsbiographischen Erfahrungen in der Migration und die Erkrankung an einer Depression zusammenhängen. Die zwei mexikanischen Migrantinnen sind aber nicht die einzigen Frauen aus dem Sample, die deutlich eine Depression im Zusammenhang von Kündigung, Mobbing, rassistischer Diskriminierung und Arbeitsmarktexklusion thematisieren. In anderen Erzählungen zeigen sich ebenfalls berufliche Dequalifizierung, prekäre Beschäftigung, berufliche Ausschlusserfahrungen in Verbindung mit materiellen Existenzunsicherheiten als einschneidende Erlebnisse in den Gesamtbioographien. Insbesondere die in diesem Zusammenhang beschriebenen massiv belastenden Gefühle verdeutlichen die Auswirkung von arbeitsmarktlcher Ausschlüssungs- und beruflichen Marginalisierungserfahrungen auf die psychische Gesundheit. Die biographische Verarbeitungsweise dieser Erfahrungen variiert indes stark. Insgesamt wird deutlich, dass die Erfahrung von Arbeitsmarktexklusion bzw. die Beschäftigung in unterqualifizierter Erwerbsarbeit mit unterschiedlichen Handlungs- und Deutungsstrategien verarbeitet wird.

9.1 Dequalifikationserfahrungen und Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Nachfolgend möchte ich aus der Sicht der betroffenen Migrantinnen die Auswirkungen der beruflichen Ausschluss- oder Degradierungserfahrungen und des erschwerten Zugangs zum Arbeitsmarkt auf die psychische Gesundheit darlegen. Mit der fehlenden Anerkennung von Ausbildungstiteln, Berufserfahrungen und Ressourcen in der aufnehmenden Gesellschaft geht häufig ein Verlust von beruflicher Identität einher. Fast in allen Biographien, die ich in dieser Studie untersuchte, zeigt sich, dass die Frauen unter diesem Verlust leiden. Ich möchte diese Leidenserfahrung an mehreren Beispielen verdeutlichen.

Sofia Garcia: „Ich leide darunter, dass ich nicht als Juristin arbeiten kann.“

Die Juristin Sofia Garcia aus Bogota, Kolumbien, ist 44 Jahre alt und lebt seit 16 Jahren in der Schweiz. Als ich sie interviewte, besass sie die Schweizer Staatsbürgerschaft. Vor der Einreise in die Schweiz arbeitete sie acht Jahre lang für die kolumbianische Regierung im Bereich der Steuerverwaltung. In die Schweiz kam sie infolge ihrer Heirat mit einem Kolumbianer. Kennengelernt hat die Biographin ihren Mann im Jahr 1998 in der Deutschschweiz, als sie zwei Monate Europa als Touristin bereiste. Ihr Mann war ein kolumbianischer Rechtsanwalt, der im Bereich Menschenrechte arbeitete. Ende der 1980er Jahre flüchtete er mit der Unterstützung von Amnesty International aus Kolumbien in die Schweiz, wo er politisches Asyl erhielt. Einen Einstieg in den hiesigen Arbeitsmarkt fand Sofia Garcia über eine Stelle als Kinderbetreuerin in einem Privathaushalt einer Familie, die eine spanischsprechende Frau wünschte. Zeitgleich lernte sie Deutsch, um ihre Möglichkeiten auf eine qualifizierte Erwerbsarbeit zu erhöhen. Sie erzählt, dass sie jahrelang nach der Einreise in die Deutschschweiz auf der Suche nach einer qualifikationsadäquaten Beschäftigung war. Ihre marginalisierte

Position auf dem Arbeitsmarkt veränderte sich dabei nicht. Als sie nach der Migration feststellte, dass ihre Suche nach einer Arbeitsstelle in ihrem beruflichen Bereich aussichtslos war, entschied sie sich für die Gründung einer Familie. Es zeigt sich, dass die Reaktion der Biographin auf den erschwerten Zugang zu qualifizierter Arbeit darin bestand, auf ihre Berufswünsche zu verzichten und neue Ziele im Privatleben zu entwickeln. Die Familiengründung lässt sich somit als Bewältigungsstrategie im Umgang mit beruflichem Ausschluss deuten. Ähnlich kommen auch andere Studien zum Schluss, dass die Familiengründung „als Reaktion auf den Ausschluss vom Arbeitsmarkt und als Alternative zur Arbeitslosigkeit gedeutet werden“ kann (Baghdadi und Riaño 2014: 8).

Sofia Garcias Ehemann war ebenfalls von einer Dequalifikation betroffen. Als vormals erfolgreicher Menschenrechtsanwalt arbeitete er nach der Migration als Mitarbeiter in einer Fabrik. Infolge des beruflichen Ausschlusses der Biographin lebte das Paar in der mononationalen Ehe nach dem „traditionellen“ männlichen Ernährer-Modell. Aufgrund des geringen Haushaltseinkommens war allerdings die fünfköpfige Familie auf einen Zusatzverdienst angewiesen. Die Biographin arbeitete weiterhin als Kinderbetreuerin. In der fallübergreifenden Analyse wird deutlich, dass eine Reaktion auf berufliche Deklassierungsprozesse für die meisten Migrantinnen darin besteht, eine Arbeitsstelle anzunehmen, die unter ihrer Qualifikation liegt.

Als ich Sofia Garcia interviewte, war sie seit einem Jahr verwitwet und alleinerziehende Mutter von drei Kindern im Alter von zwölf, neun und fünf Jahren. Den Tod des Ehemannes erlebte sie als einen herben Schicksalsschlag, der mit einer erheblichen psychischen Belastung einherging. Zum damaligen Zeitpunkt waren sie und ihre Kinder von Armut betroffen. Der Tod des erwerbstätigen Ehemannes war die Ursache der prekären Lebenssituation, da die Hinterlassenenrente kaum zum Leben reicht.

Der Wunsch nach qualifizierter Erwerbsarbeit spielt im Lebensentwurf der kolumbianischen Juristin eine zentrale Rolle. Die ausbleibende berufliche Etablierung empfindet sie als besonders belastend:

„Ich habe eine gute Ausbildung, aber ich habe keine Chance, wieder in meinem Beruf zu arbeiten. Wenn ich nur Mutter sein soll, macht mich das traurig, denn ich liebe meine Arbeit. Wenn man nicht auf dem erlernten Beruf arbeiten kann, schmerzt das wirklich sehr. Ich hätte von null mit dem Jus-Studium anfangen müssen, und das noch auf Deutsch. Ich leide darunter, dass ich (...), dass ich nicht als Juristin arbeiten kann (...). Es ist wirklich traurig (...).“

Am Satzende versuchte die Biographin intensiv, ihre Tränen zurückzuhalten. Es schien, als wolle sie hier die offensichtlich erdrückende Emotion im Zusammenhang mit Berufsausschluss nicht zulassen. Es fällt im gesamten Interview auf, dass Sofia Garcia sehr stark bemüht war, ihre Gefühle nicht zu zeigen. Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass sie Angst davor hatte, von diesen überwältigt zu werden. Auf der inhaltlichen Ebene zeigt sich in dieser Sequenz Sofia Garcias hoher Leidensdruck, bedingt durch die Nichtanerkennung ihres akademischen Abschlusses, ihrer Fähigkeiten und der Aussichtslosigkeit einer Ausübung ihres Berufes als Juristin. Die kolumbianische Akademikerin fühlt sich vom Markt für gut qualifizierte Arbeitskräfte ausgeschlossen, was eine seelische Verletzung verursacht. Sofia Garcia präsentiert sich als Frau, die neben einem Familienleben auch berufliche Erfüllung suchte. Sie

wollte nicht nur auf die Rolle der Mutter reduziert werden, sondern verspürte weiterhin das Bedürfnis, sich auf professioneller Ebene entfalten und verwirklichen zu können, wie ihre Aussage deutlich macht: „Wenn ich nur Mutter sein soll, macht mich das traurig, denn ich liebe meine Arbeit.“

Das Nichtausüben des erlernten Berufes korreliert mit dem Verlust einer bedeutsamen Einkommensquelle. Das Familieneinkommen setzt in der alltäglichen Lebensführung deutliche Barrieren. Die schlechten Aussichten auf eine adäquate Arbeitsstelle bewirken bei der Biographin eine resignative Haltung und auch eine verzweifelte Desillusionierung über ihre berufliche Zukunft. Diese Desillusionierung schmerzt und erfordert eine biographische Bearbeitung, die noch nicht stattgefunden hat. Das Weinen am Ende ihrer Schilderungen, gefolgt von einer langen Pause, bringt die Trauer um ihre abgebrochene Karriere als Juristin unmittelbar zum Ausdruck. Nicht nur am Beispiel von Sofia Garcia, sondern in zahlreichen anderen rekonstruierten Biographien wird deutlich, dass Erfahrungen von Berufsausschluss grosses Leid erzeugen.

Sofia Garcia empfindet die Nichtanerkennung ihres Studiums als belastend und sehr kränkend. Ein neues Studium in Rechtswissenschaft ist nicht nur aufgrund der hohen Sprachanforderungen, sondern auch im Hinblick auf die schwierige finanzielle Lage der Familie schwer durchzuführen. Sofia Garcia fürchtete, diesen vielfältigen Herausforderungen nicht gewachsen zu sein, und gab deshalb ihre beruflichen Ziele auf. Ob sich die Biographin für ihre beruflich unbefriedigende Situation selbst die Schuld gibt, bleibt hier unklar. Es ist aber zu vermuten, dass der Verlust eines identitätsstiftenden Merkmals wie Arbeit – und der damit einhergehende Verlust ihrer sozialen und ökonomischen Position in der Aufnahmegesellschaft – sich auf ihr Selbstwertgefühl auswirken. Einen Weg aus dem Niedriglohnsektor hat sie bislang nicht gefunden. Ihren Lebensunterhalt bestreitet sie zum Zeitpunkt des Interviews vorwiegend durch Kinderbetreuung und privaten Spanisch-Unterricht bei sich zuhause. Zusätzlich hilft sie bei der Organisation des Mittagstisches in ihrem Wohnquartier mit. Dies bedeutet eine erhebliche Dequalifizierung. Ihre Lebensbedingungen sind gegenwärtig prekär. Eine zusätzliche Arbeit anzunehmen bereitet ihr keine Probleme, aber als alleinerziehende Mutter verfügt sie nicht über uneingeschränkte Flexibilität im Hinblick auf die Arbeitszeiten. Sie beklagt insgesamt, wie schwer es ist, Kinderbetreuung und Arbeit als Alleinerziehende ohne familiäre Unterstützung zu vereinbaren. Eine Fremdbetreuung ihrer drei minderjährigen Kinder, die nach wie vor unter dem Tode des Vaters leiden, der erst vor einem Jahr starb, stellt ein grosses finanzielles Problem für sie dar. Daher sieht sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Möglichkeit, in einer Vollzeitstelle tätig zu sein, sondern hat mehrere Jobs mit kleinerem Pensum, die alle unter ihrer Qualifikation sind. Die Herausforderung, Familie und Beruf in Einklang zu bringen, gilt nicht nur für Migrantinnen, sondern trifft auch auf Schweizerinnen zu. Die fehlende Flexibilität bezüglich der Arbeitszeiten berufstätiger und insbesondere alleinerziehender Mütter ist somit kein migrationsspezifisches Problem, sondern ein strukturelles. Allerdings ist die fehlende soziale Unterstützung von Familienangehörigen ein Aspekt, der in schwierigen Lebensphasen in der Migration deutlicher spürbar ist. Zudem könnten erschwinglichere Kindertagesstätten-Plätze dazu beitragen, dass Frauen mit Kindern eine Stelle im Vollzeitpensum annehmen und dadurch ihre Chancen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt erhöhen könnten. Darüber hinaus wäre das leichtere Anerkennen von in Drittstaaten erworbenen Bildungstiteln

und Qualifikationen insofern förderlich, dass ausgebildete Menschen in der Schweiz nicht mehr als unqualifizierte Arbeitskräfte gelten.

Veronica Rodriguez: „Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben.“

Auch beispielsweise im Interview mit Veronica Rodriguez taucht das biographische Thema auf, als gut ausgebildete Frau von Dequalifikation betroffen zu sein. Als ich die zum Zeitpunkt des Interviews 52-jährige Heilpädagogin aus Cuernavaca, Mexiko, befragte, lebte sie seit 22 Jahren in der Schweiz. Sie war nach 20 Ehejahren geschieden und Mutter von zwei erwachsenen Söhnen. Sie hatte eine Teilzeitstelle beim Mittagstisch in ihrem Wohnort, einer kleinen Gemeinde mit 3'100 EinwohnerInnen in der Deutschschweiz, und war darüber hinaus auf Stellensuche. Die Biographin studierte vier Jahre Heilpädagogik an der Universität in Cuernavaca. Danach arbeitete sie in einer Primarschule für Kinder mit Behinderung. Als berufstätige Frau lernte sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann in ihrer Herkunftsstadt Cuernavaca kennen, der dort einen Sprachaufenthalt absolvierte. Sie führten zunächst eine Fernbeziehung. Sie besuchten sich mehrmals im jeweiligen Land, bis sie beide den Entschluss fassten, ein gemeinsames Leben in der Schweiz zu führen. Im Alter von 30 Jahren zog die Biographin zu ihrem gleichaltrigen Mann in einen deutschsprachigen Kanton. Für die ausgebildete Heilpädagogin waren die mangelnden Sprachkenntnisse zu Beginn der Migration hinderlich, um direkt in ihrem Beruf Fuss fassen zu können. So stand für sie nach der Ankunft in der deutschsprachigen Schweiz zunächst das Erlernen der neuen Sprache im Vordergrund. Gleichzeitig fand sie eine Anstellung als Spanischlehrerin an einer privaten Sprachschule, an der sie einige Stunden pro Woche unterrichten konnte. Da sie nicht vollständig in den Arbeitsmarkt integriert war, aber auch keine klare berufliche Vorstellung hatte, entschied sie sich gemeinsam mit ihrem Ehemann dazu, Kinder zu bekommen und Familienarbeit zu leisten.

Als der Ehemann der Biographin unvermittelt mitteilte, sich in eine andere Frau verliebt zu haben und sich von ihr trennen zu wollen, brach für sie eine Welt zusammen. Sie blieb mit der Erniedrigung zurück, verlassen worden zu sein. Als Frau im mittleren Alter hatte sie das Gefühl, alles verloren zu haben. Über ein Jahrzehnt lang definierte sie sich über ihre Rolle als Ehefrau und Mutter und hatte auf das Ausüben ihres Berufes verzichtet, um sich auf die familiären Verpflichtungen zu konzentrieren. Nun verharrte sie im Gefühl des Verrats und der Ohnmacht. Trotz einer Paartherapie konnten die Probleme in der binationalen Partnerschaft nicht überwunden werden.

Die Biographin berichtet, dass ihre Depression durch den Ehebruch ihres Manns ausgelöst wurde. Veronica Rodriguez erkrankte 14 Jahre nach ihrer Einreise in die Schweiz im Alter von 44 Jahren an einer Depression, die von ihrer Hausärztin diagnostiziert wurde. Diese überwies sie an eine deutschsprachige Psychotherapeutin. Die Depression wurde psychotherapeutisch und medikamentös behandelt. Die migrierte Frau aus Mexiko gibt an, dass sie dank der Psychotherapie die Depression überwunden habe. Auch bei Veronica Rodriguez fällt die zeitliche Dimension der Depressionserkrankung auf, sie nennt eine Zeitspanne zwischen 2004 und 2007. Ähnlich wie im Fall von Amalia Torres und auch bei fast der Hälfte der Biographinnen zeigt sich, dass sie nicht explizit über depressive Episoden sprechen, sondern insgesamt die subjektiv erlebte Dauer ihres Leidens angeben.

Das eheliche Zerwürfnis wurde von Veronica Rodriguez als ein schwerwiegendes Ereignis in ihrem Leben erlebt. Die plötzlich alleinerziehende Mutter von zwei damals zehn- und zwölfjährigen Jungen war ohne familiäre Unterstützung auf sich alleine gestellt. Mit der Trennung änderten sich für die Biographin nicht nur schlagartig ihre sozialen Lebensumstände, sondern sie geriet zudem in eine ökonomisch schwierige Situation. Ihr Leiden unter dem sozialen Abstieg drückt sie so aus: „Ich bin plötzlich von einer gut situierten Frau auf ein anderes Niveau gefallen“.

Stand vorher die Familienarbeit im Zentrum von Veronica Rodriguez' Leben, wurde nach der Trennung die Erwerbsarbeit wieder eine zentral bedeutend. Interessant ist, dass die Biographin ihre Krankheitsursachen für die Depression in einem gesellschaftlichen Kontext und nicht in einem Zusammenhang ehelicher Beziehung interpretiert:

„Es gibt meiner Meinung nach verschiedene Gründe für meine Depression. Zuerst weil ich eine Ausländerin in der Schweiz bin. Ich habe zwar den Schweizer Pass, aber ich bin nicht hier geboren, ich spreche keinen Dialekt und ich habe keine Schweizer Ausbildung absolviert. Darum fühle ich mich unsicher. Unsicher, um eine gute Arbeit zu finden. Unsicher, bezüglich dem Geld, meiner finanziellen Situation. Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben. Wenn ich in Mexiko wäre, in meinem Land, in welchem ich meine Sprache spreche, würde ich eine Arbeit finden. Aber hier in der Schweiz ist es schwer. Wenn ich meine Bewerbungen versende, lege ich auch das Diplom meiner Ausbildung an der Uni bei. Aber vielleicht kennen die Menschen diese Uni nicht und denken: ‚Was ist das für eine Uni?‘ Dabei hatte ich in Cuernavaca mein Diplom bei einer offiziellen Übersetzerin der Schweizer Botschaft auf Deutsch übersetzen lassen. Da ich keine Arbeit als Heilpädagogin finden konnte, habe ich mich am Ende dazu entschieden, Hausfrau und Mutter zu sein. In dieser Zeit habe ich mich nicht um mich gekümmert, ich machte keine weitere Ausbildung. Ich war nur Hausfrau und Mutter. Jetzt aber erlebe ich die Konsequenzen. Ich bin jetzt geschieden. Ich bin 52 Jahre alt, nicht mehr so jung und ich habe in der Schweiz keine Ausbildung. Jetzt müsste ich 100 % arbeiten, aber ich finde keine Arbeit. Ich empfinde das als sehr belastend, hoffe aber, dass ich eine Arbeit finden werde. Wenn ich heute jüngere Mütter höre, wie sie sich über die Doppelbelastung beklagen, dass sie Mutter sind und auch einen Beruf haben, rate ich ihnen immer dazu, den Beruf nicht aufzugeben, selbst wenn sie nur einmal pro Woche im Beruf tätig sind. Ich habe diese Erfahrung gemacht und heute denke ich, dass eine Frau immer unabhängig vom Ehemann sein muss. Sie sollte ihr eigenes Leben bewahren, selbst wenn sie verheiratet ist und Mutter ist. Ich habe es genossen, Mutter zu sein, da zu sein für meine Kinder. Aber irgendwie habe ich auch meine Zeit verloren. Mit einer guten Ausbildung in der Schweiz hätte ich nicht gedacht, dass mir so was passieren könnte. Meine Ausbildung wird in der Schweiz nicht anerkannt. Ausserdem habe ich seit Jahren nicht auf diesem Beruf gearbeitet. Klar, in der Schweiz gibt es die Sozialhilfe für Menschen, die keine Arbeit finden und kein Geld haben, aber das ist für mich die letzte Möglichkeit, die ich in Anspruch nehmen würde. Ich versuche nun, eine Arbeit zu finden. Ich brauche die Sozialhilfe, aber ich (...), aber mein Stolz lässt es nicht zu, dass ich die Sozialhilfe in Anspruch nehme.“

Veronica Rodriguez sieht aus emischer Perspektive die Ursache ihrer Erkrankung an einer Depression im Zusammenhang mit ihrem Migrantin-Status, erlebter Differenz-

erfahrung und beruflicher Exklusion. Die Biographin, die wegen einer binationalen Beziehung in die Schweiz migrierte, ging davon aus, dass sie mit einer Universitätsausbildung einen erleichterten Zugang zum Arbeitsmarkt in der Schweiz haben würde, wie sie mit der Formulierung „Mit einer guten Ausbildung in der Schweiz hätte ich nicht gedacht, dass mir so was passieren könnte“ zum Ausdruck bringt. Die Biographin berichtet zwar von Schwierigkeiten, ihren universitären Bildungstitel in der Schweiz anerkennen zu lassen, geht aber nicht näher auf die Gründe ein. Erst auf Nachfrage antwortet sie, dass sie ihre Ausbildung nicht anerkennen lässt, weil sie sich unsicher hinsichtlich ihrer Deutschkenntnisse fühlt: „Ich habe Angst, perfekt Deutsch sprechen und schreiben zu müssen, oder dass ich ein paar Jahre an die Uni zurückgehen müsste. Aber das ist nicht möglich, ich muss arbeiten, ich brauche Geld zum Überleben.“ In diesem Zusammenhang ist interessant, dass im Gegensatz zu Catalina Morales, die ebenfalls eine Heilpädagogin aus Mexiko ist und sich ihre Ausbildung in einem reglementierten Beruf anerkennen liess, auf ein Anerkennungsverfahren des Bildungsabschlusses verzichtet wurde. Wie bei Veronica Rodriguez zeigt sich auch in weiteren Erzählungen, dass das Beherrschen der deutschen Sprache ein zentrales Thema in den Migrationsbiographien ist. Die gut ausgebildeten Migrantinnen haben sowohl überhöhte Ansprüche an sich selbst, empfinden aber auch einen gesellschaftlichen Druck, gute Deutschkenntnisse aufweisen zu müssen, um eine ausbildungsadäquate Stelle zu finden. Dieser Aspekt nimmt einen relevanten Raum in den Interviews ein. Die Angst, den sprachlichen Anforderungen nicht zu genügen, wirkt sich im Fall der mexikanischen Migrantin stark hemmend aus, sich die Ausbildung anerkennen zu lassen. Aufgrund inhaltlicher Abweichungen bei der Äquivalenzüberprüfung der Diplome kann die Anerkennung mit Zusatzprüfungen oder Zusatzausbildungen verbunden sein. Aus der Sicht der alleinerziehenden Mutter stellt nicht nur ihre damalige ökonomische, sondern auch ihre familiäre Lebenssituation eine weitere Hürde für die Diplomanerkennung dar. Neben häuslicher und ausserhäuslicher Arbeit sah die Biographin zum damaligen Zeitpunkt keine Möglichkeit für eine Zusatzausbildung auf Hochschulniveau. Möglicherweise spielen hier Versagensängste und Insuffizienzgefühle eine Rolle. Für Migrantinnen, die über einen längeren Zeitraum nicht erwerbstätig waren, da sie sich um die Versorgung der Kinder und die Hausarbeit kümmern, aber auch für berufstätige Migrantinnen, kann neben Familie und Beruf die Wiederaufnahme eines Studiums stark belastend sein. Die latente Angst, die Ausbildung aufgrund von Sprachbarrieren nicht zu bestehen sowie dem allgemeinen Leistungsdruck nicht standhalten zu können, ist hoch. Denkbar wäre darüber hinaus auch, dass Veronica Rodriguez für die Gebühren der Gleichwertigkeitsüberprüfung ihres Ausbildungsabschlusses aus einem Drittstaat nicht aufkommen konnte.² Die verschiedenen sozialen Bedingungen sowie vielfältigen Ängste, die nicht nur individuell, sondern

2 Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) schreibt hinsichtlich der Kosten einer Gleichwertigkeitsüberprüfung von Ausbildungsabschlüssen in Sonderpädagogik, Logopädie und Psychomotoriktherapie aus Drittstaaten, dass zunächst eine Kanzleigebühr zu bezahlen ist, die auch bei negativem Ausgang des Verfahrens nicht zurückerstattet wird. Die Kosten für die Übersetzung der eigenen Dokumente übernehmen zusätzlich die Antragstellenden. Darüber hinaus werden auch die Kosten für allfällige Ausgleichsmassnahmen von der antragstellenden Person getragen. Je nach Umfang der Ausgleichsmassnahmen ist dabei mit einem Betrag zwischen CHF 1'500.- und 12'000.- zu rechnen. Der genaue Betrag wird mit der Festlegung der individuellen Massnahme kommuniziert und von der Ausbildungsinstitution, an der die Ausgleichsmassnahme absolviert wird, in

auch gesellschaftlich bedingt sind, können Migrantinnen daran hindern, ihre Ausbildung anerkennen zu lassen, was so möglicherweise eine dauerhafte Dequalifizierung nach sich zieht. Mit der Formulierung „Ja, meine Depression hängt mit meiner Angst zusammen, in dieser Gesellschaft zu leben“ unterstreicht Veronica Rodriguez letztlich ihr Leiden am Verlust der adäquaten sozialen Teilhabe. Gleichzeitig lässt sich ihre Depression als eine Form des sozialen Leidens an der Gesellschaft deuten.

Im Zuge der enttäuschten Erwartungen an einen Wiedereinstieg in den Beruf als Heilpädagogin absolvierte die Biographin nach der Trennung von ihrem Ehemann zunächst eine Ausbildung zur Spielgruppenleiterin. Diese Ausbildung machte auch die Lehrerin aus Peru, Ana Ortiz, wie später noch beschrieben werden wird. Da sie keine Arbeit fand, besuchte Veronica Rodriguez zudem den Lehrgang als Pflegehelferin beim Schweizerischen Roten Kreuz, so auch Leonor Castro (vgl. Kapitel 6), die trotz dreier universitärer Titel erst als Pflegehelferin wieder Zugang zum Arbeitsmarkt fand. Vergleichbar mit der kolumbianischen Juristin, Sofia Garcia, fand auch Veronica Rodriguez schliesslich eine Teilzeitstelle als Mitarbeiterin bei einem Mittagstisch, täglich für jeweils zwei Stunden. Sie sucht zum Zeitpunkt des Interviews nach einer Arbeit in einem Tagesheim, da sie gerne mit Kindern arbeiten möchte und zudem mehr Stellenprozente benötigt.

9.2 Berufliche Abstiegsverfahren wirken psychisch belastend

Aus den biographischen Erzählungen lateinamerikanischer Frauen geht hervor, dass sie die berufliche Abstiegsverfahren in der Schweiz als eine massive Belastung empfinden. Das einschneidende Erlebnis des Verlustes beruflicher Positionen in der Migration ist insbesondere im Zusammenhang mit dem jeweiligen sozialen Status im Herkunftsland zu betrachten. Das Zitat von Miranda Lopez, die wir weiter oben kennengelernt haben, verdeutlicht, wie sie ihre Beschäftigungssituation in der Niedriglohnbranche erlebt. Die 43-jährige Biographin kommt aus der urbanen Mittelschicht Guatemalas und erhält erst in der Schweiz einen niedrigeren sozialen Status. In ihrem Herkunftsland war sie als Assistentin in der öffentlichen Verwaltung tätig. In der Schweiz lebt sie seit zehn Jahren und hat die C-Niederlassungsbewilligung. Sie arbeitet stundenweise an drei Tagen in der Woche als Reinigungskraft:

„Ich begann zu verstehen, dass es für Ausländerinnen in der Schweiz normal ist, putzen zu gehen, obwohl sie in ihrem Land diese Arbeit nie gemacht hatten. Es ist allgemein bekannt, dass Ausländerinnen putzen. Mein Hauptproblem war, dass ich es nicht akzeptieren konnte, dass ich in der Schweiz als Putzfrau arbeiten muss. Mein Ego wurde verletzt. Ich hatte doch so viele andere Ressourcen und Talente. Beim Putzen eines Hauses werden meine menschlichen Bedürfnisse nicht befriedigt. Ich war sehr unglücklich, dass ich in Haushalte putzen gehen musste, zumal ich früher selber eine Angestellte hatte, die bei mir zuhause reinigte. Aber das ist das Ego (...). Das Ego nützt dir nichts, ausser um arrogant oder undankbar zu sein. Ich fühlte mich wie eine Ignorantin, weil ich nicht wusste, wie man genau putzt. Ich musste das Putzen erlernen, da ich keine

Rechnung gestellt. Das zur Festlegung der individuellen Massnahme notwendige Standortgespräch kann von der Ausbildungsinstitution ebenfalls in Rechnung gestellt werden (EDK 2016: 2).

Erfahrungen damit hatte (...). Eines Tages sagte meine Chefin, dass ich meine Prinzessin-Attitüde ablegen müsse, da alle, die hier putzen, sich mit der Situation abgefunden haben. Ich war sehr, sehr gekränkt. Die Chefin, eine Spanierin, warf mir zudem vor, dass ich nicht so gekünstelt reden solle. Sie sagte, ich könne damit aufhören, eine gehobene Ausdrucksweise zu verwenden, da hier alle perfekt Spanisch sprechen. Aber ich suchte überhaupt nicht nach Worten der gehobenen Sprache, sondern ich habe eine andere Ausbildung, ich habe eine andere Kultur, weisst du? Ich bin zwar auch eine Ausländerin, aber ich kann wenig dafür, dass sie sehr grob ist und laut spricht.“

Der dominante Eindruck der Aussage im ersten Satz ist, dass die Biographin in der Einschätzung mit zukünftigen Berufsperspektiven von einem stark begrenzten Zukunftshorizont ausgeht. Sie stellt am Anfang der Textpassage selber fest, dass in der Schweiz Putzarbeiten Migrantinnen zugeschriebene Arbeitsbereiche sind, ungeachtet ihrer Qualifikation. Ihre Erfahrungen mit Dequalifikation fasst die migrierte Frau pointiert zusammen: „Es ist allgemein bekannt, dass Ausländerinnen putzen.“ Mit dem Wiederholen dieser Aussage betont die Guatemaltekin ihre Beobachtung, dass Migrantinnen nicht nur auf Putzstellen, sondern darüber hinaus auf eine niedrige Position in der gesellschaftlichen und ökonomischen Hierarchie verwiesen werden. Die Migration wird dadurch als ein Risiko für die Berufsbiographie von (qualifizierten) Migrantinnen präsentiert.

Miranda Lopez stellt sich insgesamt als gebildete Frau dar. Hierbei hebt sie ihr kulturelles Kapital hervor. Gleichzeitig ist ihre subjektive Einschätzung, dass sie sich als Migrantin mit einer dequalifizierten Arbeitsposition mit wenig Aussicht auf Veränderung arrangieren muss. Auch sie zeigt sich desillusioniert. Es ist – so die Biographin – „normal“ für migrierte Frauen, Reinigungstätigkeiten auszuüben. Dabei beklagt sie weniger die Arbeit an sich, sondern die gesellschaftliche Position, die sie einnimmt, sowie die weitverbreitete Geringschätzung gegenüber dieser Tätigkeit. Sie vermisst die soziale Anerkennung. Es fällt ihr schwer, die berufliche Stellung in der Migration mit ihrem Selbstbild in Einklang zu bringen. Hinzu kommt ein Unausgefülltsein im Beruf, das ihr zu schaffen macht. Obwohl sie sich mit dem Arbeitsinhalt schwertut, ist sie dankbar, überhaupt eine Arbeit gefunden zu haben. Die Biographin zeigt Scham über ihren sozialen Status in Verbindung mit einem Gefühl des Scheiterns, resultierend aus ihrer Tätigkeit in der Reinigungsbranche. Diese Gefühle werden durch einen Vergleich zu ihrem Leben im Herkunftsland verstärkt, wo sie früher selber Hausangestellte hatte. In ähnlicher Weise verdeutlichten die Fallrekonstruktionen von Leonor Castro und Amalia Torres, wie das Nichterfüllen der beruflichen Ziele als ein Misslingen des Migrationsprojekts betrachtet wird. In meinem Sample zeigt sich wiederholt, dass Frauen aus Lateinamerika oft das Gefühl von Misserfolg in der Migration im Zusammenhang mit ihrer Berufstätigkeit in der Schweiz thematisieren. Wie wir in den rekonstruierten biographischen Selbstpräsentationen sehen konnten, wirkt sich die berufliche Verlusterfahrung stark auf das Selbstwertgefühl, die Identität und das Kompetenzerleben aus. Der Verlust der beruflichen Position sowie das ungenügende Einkommen aufgrund einer Teilzeitanstellung in der Niedriglohnbranche verursachen einen Abstiegsprozess, was einen deutlichen Bruch mit dem bisherigen Lebensentwurf darstellt. Die Folgen können ein Erstarren in beruflicher Perspektivlosigkeit und Hilflosigkeit sein.

Miranda Lopez verortet ihr Leiden an der beruflichen Degradierung auf der Ebene des Individuums. Aus der Sicht der Biographin liegt der Grund für ihr Unvermögen, sich mit dem beruflichen Abstieg und der sozialen Situation abzufinden, an ihrem Ego. Dadurch werden strukturelle Barrieren nicht erkannt. Ähnliches zeigten auch die beiden rekonstruierten Biographien (vgl. Kapitel 5 und 6). Der Umstand, als gut Qualifizierte im Niedriglohnssektor zu arbeiten und dabei wenig Wertschätzung zu erfahren, ruft bei Miranda Lopez Gefühle der Unzufriedenheit, der Frustration und der Niedergeschlagenheit hervor. Sie leidet daran, ihre Fähigkeiten und ihr Wissen nicht in ihre Arbeit einbringen zu können, und das hat Auswirkungen auf ihr Selbstwertgefühl. Die Dequalifizierung wirkt sich zusammen mit anderen sozialen und persönlichen Faktoren auf die psychische Gesundheit der Studienteilnehmerin aus, wie wir weiter unten sehen werden.

Miranda Lopez thematisiert im obigen Zitat zudem, dass im neuen Arbeitsumfeld Probleme auftreten, die im Zusammenhang mit ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit und Qualifikation stehen. Der Biographin, die im Unterschied zu ihrer Vorgesetzten eine universitäre Ausbildung hat, wird ihr kulturelles Kapital vorgeworfen. Sie präsentiert sich als Frau, die bei ihrem ehemaligen Arbeitsplatz eine andere Art der Kommunikation und des Umgangs gewöhnt war. In der unqualifizierten Erwerbstätigkeit werden aus der subjektiven Sicht der Biographin ihre intellektuellen Bedürfnisse und ihre beruflichen Interessen nicht befriedigt.

In dieser Lebensphase fragte sie sich, ob sie in ihr Herkunftsland zurückkehren sollte, wo sie ihrer Qualifikation entsprechend hätte arbeiten können. Die Rückkehrabsichten können als biographische Bewältigungsstrategie im Umgang mit beruflichem Ausschluss eingeordnet werden. In das Herkunftsland zurückzukehren, um nicht in einer beruflichen Ausweglosigkeit zu verharren, erwägen mehrere Migranten. Nicht zuletzt steht den meisten Rückkehrplänen die familiäre Situation, wie etwa gemeinsame Kinder mit einem Schweizer Mann, entgegen. Die Angst davor, als Versagerin stigmatisiert zu werden, da eigene bzw. Erwartungshaltungen von Angehörigen nicht erfüllt werden, spielt ebenfalls eine Rolle. Gerade Miranda Lopez war aus Guatemala vor ihrem gewalttätigen Mann geflohen, hatte nach wie vor Angst vor ihrem Ex-Mann und daher kam eine Rückkehr nach Guatemala nicht infrage. Sie beschloss deshalb, alles Mögliche zu tun, und scheute keinen Aufwand, um in der Schweiz bleiben zu können.

Miranda Lopez' Migrationsgeschichte unterscheidet sich von den anderen Biographien durch die Umstände der Auswanderung. Sie ist die einzige Frau, die Flucht als Migrationsgrund angibt, Flucht vor einem gewalttätigen Ehemann. Dies führte schliesslich zur Scheidung. Die Biographin berichtete, dass es nicht ihre Idee war, in die Schweiz zu kommen, sondern diejenige ihres damaligen Mannes. Da er Familienangehörige in der Schweiz hatte, machte er ihr nach einem heftigen Streit, der fast zur Scheidung führte, eine Überraschung. Er kaufte ihr ein Flugticket für einen einmonatigen Aufenthalt in die Schweiz als Geschenk. In die Schweiz reiste sie als Touristin ein. Kurze Zeit nach ihrer Einreise nutzte sie die Gelegenheit und entschied sich, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren. Es war nicht ihr erster Versuch, sich von ihrem Mann zu trennen, sagt sie. Doch dieses Mal wollte sie sich endgültig von ihm lösen. Die Wahl des Aufnahmelandes war in diesem Fall durch Verwandte des Ex-Ehemannes beeinflusst. Anschliessend lebte sie als undokumentierte Lateinamerikanerin vier Jahre in der Schweiz, bis sie ihren zweiten Ehemann, einen Mann aus Kolumbien, heiratete.

Die Biographin verlor mit der Flucht aus dem zentralamerikanischen Land ihren dortigen Sozialstatus, der in der Schweiz nicht wiederhergestellt werden konnte. Wie wir später noch lesen werden, wählt sie als Bewältigungsstrategie ihrer Deklassierungserfahrungen den Weg einer neuen Ausbildung, ein Weg, der von mehreren Interviewpartnerinnen gegangen wurde.

Die Erkrankung an einer Depression im Kontext der Migrationserfahrung, so wie im Fall von Miranda Lopez, wird auch von weiteren Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit multiplen privaten, beruflichen und sozialen Verlusterfahrungen, finanziellen Problemen und Abstiegs Erfahrungen thematisiert. Der Verlust der beruflichen Identität, der Verlust der sozioökonomischen Position im Zielland, das ungenügende Einkommen aufgrund einer Teilzeitanstellung im Niedriglohnsektor sowie der Verlust beruflicher und gesellschaftlicher Anerkennung, reaktivierten bei der Guatemaltekina vergangene Verlusterfahrungen im Zusammenhang mit ihrer Lebens- und Migrationsgeschichte. Da bei einer Depression viele verschiedene Faktoren zusammenwirken, leidet Miranda Lopez, neben der Dequalifizierung und dem Leben am Existenzminimum, auch unter der Trennung von ihrem 24-jährigen Sohn und ihrer Mutter, die in Guatemala leben. Die damals 13-jährige Tochter folgte hingegen der Biographin in die Schweiz, zu dem Zeitpunkt, als Miranda Lopez vier Jahre nach der Migration aufgrund ihrer Ehe mit einem Kolumbianer eine Aufenthaltsbewilligung erhielt. Das Leben ohne geregelten Aufenthaltsstatus war in den ersten Jahren von einer permanenten Unsicherheit geprägt, die nicht spurlos an ihr vorbeiging. Die Weltgesundheitsorganisation WHO weist darauf hin, dass häusliche Gewalt einen der grössten Risikofaktoren für die Gesundheit von Frauen darstellt (Krug et al. 2005: VI). Die gesundheitlichen Folgen häuslicher Gewalt sind vielfältig und können neben körperlichen Verletzungen, die psychosomatische und psychische Gesundheit von Frauen betreffen (Brzank 2005: 5). Die Erfahrung von häuslicher Gewalt ist ein persönliches biographisches Ereignis für jede einzelne Frau, das oft mit Gefühlen von Schuld, Scham und Angst verbunden ist. Die Fachliteratur hält fest, dass Frauen häusliche Gewalt sehr unterschiedlich erleben. Von dieser Erfahrung kann nicht direkt auf Beeinträchtigungen und Auswirkungen geschlossen werden, da sich diese je nach psychischer, sozialer und gesundheitlicher Situation, persönlichen Ressourcen und Biographie der Gewaltbetroffenen in ihren Ausprägungen unterscheiden. Miranda Lopez thematisiert im Kontext ihres Migrationsmotivs offen die häusliche Gewalterfahrung, aber in ihrer autobiographischen Selbstpräsentation nimmt sie einen peripheren Stellenwert ein. Aufgrund des vorliegenden Materials kann nicht klar gesagt werden, wie belastend sich dies auf ihre psychische Gesundheit auswirkte. Das Aussprechen und Aufzeigen von erlittener Gewalt und Ungerechtigkeit in der Ehe lässt sich dahingehend deuten, dass die damit verbundenen schmerzhaften Gefühle teilweise biographisch verarbeitet worden sind. Zugleich aber kann aufgrund der untersuchten Biographie vermutet werden, dass die Biographin unter vermindertem Selbstwertgefühl als Folge der ehelichen Gewalterfahrung litt. Vermutlich wirkten sich die gesellschaftliche Ausschluss Erfahrung sowie das Erleben von Rassismus zusätzlich auf ihren Selbstwert. Darüber hinaus war ihr Selbstwertgefühl durch die Infragestellung ihrer beruflichen Kompetenzen infolge der Nichtanerkennung ihrer Berufserfahrungen bedroht.

Als die 58-jährige Mutter und der Stiefvater von Miranda Lopez kurze Zeit nach ihrer Migration auf eine tragische Weise ums Leben kamen, löste dieser Schicksalsschlag eine tiefe Trauer aus. Neben der Trauer rief dieser schwere Verlust zudem

Schuldgefühle hervor, da die Biographin nicht an der Seite ihrer Mutter sein konnte. Viele Migrantinnen berichten von einem ähnlichen Schmerz und Schuldgefühlen, wenn sie ihren engen Familienangehörigen im Herkunftsland in schwierigen Lebenssituationen – insbesondere bei schweren Krankheiten – nicht beistehen können. Darüber hinaus sind die Eltern einiger Interviewpartnerinnen inzwischen aufgrund ihres Alters auf Unterstützung angewiesen. Die Sorgen und Ängste um hilfe- und pflegebedürftige Eltern im Herkunftsland sind belastend für die migrierten Frauen. Diese Sorgen kosten viel Kraft. Treffen schlechte Nachrichten aus dem Herkunftsland ein, ist die innere Erschütterung aufgrund der räumlichen Distanz gross. Gerade diese macht es Migrantinnen unmöglich, in regelmässigen Abständen ins Herkunftsland zu reisen, um ihre Eltern zu pflegen. Zum einen aus finanziellen Gründen, zum anderen lässt sich die Vereinbarkeit von Angehörigenpflege im Herkunftsland und Erwerbs- und Familienarbeit in der Schweiz kaum in Einklang bringen. So bewirkt der Wunsch, die die eigenen Eltern betreuen zu wollen, aber aufgrund der migrationspezifischen Umstände nicht erfüllbar ist, bei einigen Frauen Traurigkeit und emotionalen Stress.

Die Last der Entfernung

Rosita Diaz, die in Kolumbien in der öffentlichen Verwaltung arbeitete und in der Schweiz als Reinigungskraft tätig ist, lebte erst seit einem Jahr in der Schweiz, als ich sie interviewte. Auf die beruflichen Erfahrungen der 53-Jährigen gehe ich an anderer Stelle ein. Sie lebt in einer unglücklichen Ehe mit einem Deutschen. Ihre betagten Eltern brauchen Unterstützung, insbesondere ihre an Alzheimer erkrankte Mutter. Die Schuldgefühle gegenüber ihren pflegebedürftigen Eltern bringt die Biographin wie folgt zum Ausdruck:

„Es schmerzt, dass ich mit meiner Arbeit nicht meine Eltern unterstützen kann. Wir Geschwister unterstützen alle meine Eltern. Ich bin diejenige, die für die Medikamente aufkommt, mein Bruder bezahlt das Essen, der andere die Miete etc. Jeder hilft. Meine Eltern haben keine Rente, daher müssen wir ihnen helfen. Es schmerzt, dass ich hier bin und nicht weiss, was ich machen soll, während meine Eltern meine Unterstützung brauchen, die ich ihnen aber nicht geben kann, da ich in der Schweiz bin. Ich fühle mich neu hier, kann die Sprache noch nicht und weiss nicht, was ich machen soll. Das verursacht mir viel Leid (...) Es sind viele Dinge, die zusammenkommen.“

In Rosita Diaz' Erzählung zeigt sich, dass es ihr unendlich leidtut, ihren auf Unterstützung angewiesenen Eltern nicht zur Seite stehen zu können. Sie würde ihnen gerne im Alltag ihre praktische Hilfe anbieten. Darüber hinaus ist es ihr nicht möglich aufgrund ihrer Erwerbssituation als Migrantin im Niedriglohnbereich, ihre Eltern finanziell zu unterstützen, so wie sie es zuvor in Kolumbien tun konnte. Auch ist die migrationsbedingte Distanz nicht leicht zu verkraften. Noch schwieriger ist es für sie gegenwärtig, das Unerträgliche erträglich zu machen. Dieses Ohnmachtsgefühl und nicht wie gewünscht helfen zu können, kann sich negativ auf die psychische Gesundheit auswirken.

Eine andere Biographin aus Argentinien, Alma Ruiz, erzählte mit tränenerstickter Stimme, dass sie nicht an der Beerdigung ihres Vaters teilnehmen konnte, weil „alles so schnell ging“. Als sie in ihrem Herkunftsland ankam, war ihr Vater bereits beerdigt. Bis heute hat sie Schuldgefühle, nicht bei der Trauerfeier dagewesen zu sein und vor-

her ihren Vater nicht noch einmal umarmt, seine Hand gehalten und Abschied genommen zu haben.

Sol Alvarez äussert ihre Schuldgefühle, indem sie auf ihr ökonomisch betrachtet gutes Leben nach der Eheschliessung mit einem erfolgreichen Geschäftsmann hinweist. Sie vergleicht ihr Leben in der Schweiz mit dem Leben ihrer Eltern und drei Geschwistern in Venezuela, die in armen Verhältnissen in einem Vorort von Caracas leben. Die Mutter ist Krankenpflegerin, der Vater ist Mechaniker. Obwohl beide erwerbstätig sind, reicht das Geld nicht zum Leben. Die Biographin leidet unter einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Schuld gegenüber ihrer Herkunftsfamilie oder, anders formuliert, unter der Schuld ihrer, auch materiellen, Privilegien:

„Ich fühlte mich sehr egoistisch. Ich kann in einem schönen Haus leben, kann mir alles kaufen, was ich möchte, ich habe ein Auto, meine Kinder, meinen Mann, alles. In Venezuela hat meine Familie kaum Arbeit, weil es da aufgrund der Regierung eine schwere Zeit ist. Ich fühlte mich egoistisch und konnte nicht geniessen, was ich hier in der Schweiz habe. Alles wurde negativ. Meine Kinder können alles bekommen, aber meine Neffen und Nichten nicht.“

Migrantinnen, wie etwa Flor Rosita, die aus einer kolumbianischen Arbeiterschicht stammt, berichten ebenfalls von Schuldgefühlen gegenüber ihren Familienangehörigen, die im Herkunftsland mit ökonomisch und politisch schwierigen Bedingungen konfrontiert sind.

Die migrierte Frau aus Guatemala, Miranda Lopez, bringt in diesem Kontext ihren Trennungs- und Verlustschmerz mit grosser emotionaler Betroffenheit zum Ausdruck:

„Die Migration ist eine emotionale Sache. Nichts von alledem wäre passiert, wenn ich nicht migriert wäre. Alles ist eine Kette (...) Die Migration ist eine Kette des Fluchs, weil sie deine Vergangenheit, deine Familie auseinanderreisst. Die Migration reisst alles auseinander. Du gibst alles auf (...) Und nachdem du in ein Land angekommen bist, das nicht deins ist, möchtest du in dein Land zurückkehren. Wenn du dann in dein Land zurückgehst, möchtest du wieder in das neue Land zurückgehen, welches du kennenlernen und schätzen durftest und wo du sicher bist. Daher bist du in einer Kette des Fluchs eingewickelt, denn in keinem Ort wirst du dich wohl fühlen. Hier hast du, was dort fehlt, und umgekehrt auch.“

Die Biographin beschreibt die Migration als eine schmerzliche emotionale Erfahrung, die mit den veränderten familiären Strukturen und Verlustgefühlen in Verbindung steht. Sie beschreibt ihre Rückkehrgedanken nach Guatemala aus einer Perspektive des Sich-Getrenntfühlens von ihrem Sohn und ihrer Mutter. In ihre nostalgische Sehnsucht nach dem Zusammenführen der Familie mischt sich auch die Erinnerung an ihre negativen Erfahrungen im Herkunftsland. Mit der Beschreibung der Migration als einer „Kette des Fluchs“ unterstreicht sie ihr Gefühl innerer Zerrissenheit zwischen der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft. Es zeigt sich ein biographischer Konflikt. In schwierigen Lebenssituationen vergleicht die Migrantin das Leben in der Schweiz, das „Hier“, mit dem „Dort“ in ihrem guatemalteken Herkunftsland. Sie erkennt die Vorteile, wie etwa Sicherheit, die ihr die Schweiz zu bieten hat. Gleich-

zeitig vermisst sie die emotionale Geborgenheit in ihrem Herkunftsland und bei ihren Familienangehörigen. In den ersten Jahren nach der Migration kann das „Sich-Bewegen in zwei Welten“ als zum normalen prozessualen Verlauf einer Migrationsbiographie gehörend verstanden werden. Das innere und äussere Pendeln zwischen den zwei Lebensformen im Hier und Dort erschwert allerdings ein Sich-Einlassen auf die Gegenwart. Darüber hinaus blockiert das Hin- und Hergerissensein die Biographin, einen Ausweg aus dem Zustand der Unentschlossenheit zu erkennen.

Gleichwohl drückt Miranda Lopez' Wunsch, in ihr Herkunftsland zurückzukehren, ihre Sehnsucht nach sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit aus. Erinnern wir uns daran, dass die Biographin von rassistischen Vorfällen betroffen war, wie im vorigen Unterkapitel gezeigt wurde. Die Angriffe auf ihre Selbstachtung aufgrund von rassistisch motivierten Diskriminierungen, die in Form von Nichtbedienung in einem Café und Nichtbeachtung in einem Kaufhaus stattfanden, erschweren die Entwicklung eines Gefühls des Sich-angenommen-Fühlens, der Sicherheit und Zugehörigkeit zur hiesigen Gesellschaft. Die Rückkehrorientierung muss somit nicht nur im Kontext familiärer Zusammenführung, sondern auch im Zusammenhang sozialer und beruflicher Ausschluss Erfahrungen sowie fehlender sozialer Anerkennung eingeordnet werden.

Miranda Lopez: „Ich schämte mich so sehr, als ich das Sandwich entgegennahm.“

Als Miranda Lopez mit der Reise in die Schweiz eine Möglichkeit erkannte, der häuslichen Gewalt zu entfliehen, nahm sie diese wahr. Aus ihrer Sicht liess ihre eheliche Beziehung keine andere Alternative zu. Die Flucht vor der Gewalt ihres Ehemanns stellt einen Wendepunkt in ihrem Leben dar. Obwohl sie sich zur Migration genötigt sah, präsentiert sich die Biographin nicht als passiv-erleidendes Opfer von Gewalterfahrung, sondern als aktiv-handelnde Frau, die sich ihrem Schicksal nicht ohnmächtig ausgeliefert fühlt. Auch wenn sie einige Versuche unternehmen musste, präsentiert sie sich als stark genug, um sich aus dem Misshandlungsmuster zu befreien. Aus dem Erzählten kann interpretiert werden, dass die physische Misshandlung als eine seelische Belastung erlebt wurde. Gleichzeitig betont sie, dass es ihrem Mann nicht gelang, ihre Zuversicht zu untergraben. Die Selbstpositionierung als selbstbewusste, widerstandsfähige Frau, der es gelang, aus einer Gewaltbeziehung auszubrechen, und die auch zukünftigen Stürmen widerstehen kann, lässt sich hier als Schutz ihres Selbstgefühls deuten.

Miranda Lopez betont: „Mir ging es bei der Migration nicht um ökonomische Aspekte, sondern ich suchte Frieden.“ Nach der erlebten Gewalt zuhause suchte sie in erster Linie einen sicheren Ort. Die Biographin sowie viele andere Studienteilnehmerinnen distanzieren sich in ihren Erzählungen vom latenten Vorwurf, vorwiegend aus ökonomischen Überlegungen heraus migriert zu sein. Miranda Lopez bewertet ihren eigenen Entschluss, ihren gewaltausübenden Mann zu verlassen, als positiv: „Die Tatsache, dass ich in der Schweiz meinem Martyrium, Elend und Leid entkommen konnte, empfand ich als Gewinn. Die Schweiz bedeutete für mich ein neues Leben.“ Dadurch verknüpft sie ihre Migration selbst mit ihrer Notlage, die Migration ist Strategie ehelicher Konfliktlösung. Das Aussprechen von erlittener Gewalt und Ungerechtigkeit in der Ehe sowie das Aufzeigen der Trennung und das Loslösen vom Ehemann kann so interpretiert werden, dass die migrierte Frau trotz erfahrenem Leid eine persönliche

Entwicklung machte, in der sie sich selber als gestärkt wahrnimmt, um einen Neuanfang zu wagen.

Ihre Probleme lösten sich allerdings mit dem Wegzug aus Guatemala nicht. Die räumliche Distanz, die sie zwar zu ihrem Mann herstellen konnte, war zugleich mit der schmerzhaften Sehnsucht nach ihren Kindern verbunden, die sie in Guatemala zurückliess. Sie hoffte, ihre Kinder bald in die Schweiz nachreisen lassen zu können. Sie nahm alle Reinigungsarbeiten in Privathaushalten an, die sie finden konnte. Die Aussage: „Ich war sehr, sehr aktiv in XY-Stadt und hatte keine Zeit, mich niedergeschlagen zu fühlen“ kann auch so gedeutet werden, dass sie sich, neben der Existenzsicherung, durch Arbeit von ihren Schuldgefühlen, ihre Kinder verlassen zu haben, ablenken wollte.

Die Hoffnung auf ein besseres Leben erfüllte sich angesichts der gesellschaftlichen Machtverhältnisse wie etwa beim Erleben von Rassismus, was mit Gefühlen von Demütigung und Nicht-Dazugehören verbunden war, aber auch im Kontext von Berufsausschluss und damit verbundenen finanziellen Schwierigkeiten in der Migration nicht oder nur teilweise. Der geplatzte Traum führte bei der Frau aus Guatemala zu einer temporären biographischen Desorientierung, was sie mit der Aussage „es herrschte Chaos in meinem Leben“ zum Ausdruck bringt. Miranda Lopez veranschaulicht den damaligen „chaotischen Zustand“ mit der Erinnerung an ihr erstes Weihnachten in der Schweiz im Jahr 2003. Diese Erfahrung war für sie prägend. Die damals 33-Jährige erzählt, dass sie am ersten Weihnachtstag sehr traurig war. Ein Gefühl, das viele Menschen an Weihnachten erfahren, auch ohne Migrationshintergrund. Sie fühlte sich einsam und vermisste ihre beiden Kinder, ihre Eltern und ihr Herkunftsland. Der Schmerz des Getrenntseins und Alleinseins war an diesem Tag sehr dominant. Sie lebte in einer deutschsprachigen Kantonshauptstadt, in der sie kaum jemanden kannte. Bis auf eine Frau aus Peru, die mit einem Spanier verheiratet war, hatte sie wenig Kontakt zu anderen Zugezogenen aus Lateinamerika. Dieses Ehepaar lud die Biographin ein, Weihnachten mit ihnen zu verbringen. Als sich die Biographin am 25. Dezember abends am Hauptbahnhof einer Grossstadt aufhielt, um mit dem Zug zu ihren Bekannten zu fahren, stellte sie fest, dass sich am Bahnhof viele Obdachlose, Drogen- und Alkoholabhängige aufhielten. Eine Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation kam auf sie zu und reichte ihr ein Sandwich. Sie erzählt, tief betroffen davon gewesen zu sein, für eine Angehörige „sozialer Randgruppen“ gehalten zu werden. Die Migrantin versuchte der NGO-Mitarbeiterin verständlich zu machen, dass sie zum Abendessen eingeladen sei und nicht aus falschem Stolz das Sandwich ablehne. Miranda Lopez erzählt weiter: „Die Frau verstand mich nicht und sagte nur: ‚Gratis, gratis, essen Sie dieses Sandwich.‘ Ich schämte mich so sehr, als ich das Sandwich entgegennahm.“ Die gut qualifizierte Biographin, die aus der oberen Mittelschicht kam und der es im Herkunftsland materiell gesehen sehr gut ging, äussert sich sehr emotional zu diesem einschneidenden Erlebnis: „Ich dachte damals, mein Gott, was mache ich eigentlich aus meinem Leben? Was ist los? Was werde ich bloss machen?“ Sie stand auf, schenkte ihr Sandwich einem alkoholisierten Mann, und ging ihren Weg weiter, begleitet, so meine Vermutung, mit einem Gefühl von Angst vor der Zukunft. In ihrer Schilderung fällt auf, dass die Biographin, die selber von sozialer Exklusion und materieller Armut zum damaligen Zeitpunkt betroffen war, sich deutlich von Menschen mit geringem sozialem Ansehen distanziert. Indem sie sich klar von der Wahrnehmung als einer

besonders hilfsbedürftigen Migrantin abgrenzt, wirkt dies als Strategie, um ihren Selbstwert aufrechtzuerhalten.

9.3 Rückkehrorientierung als Bewältigungsstrategie

Das Rückkehrprojekt wird von einigen befragten Migrantinnen aufrechterhalten. Es scheint, dass dieser migrationsspezifische Aspekt in den Lebensgeschichten der Frauen die Funktion einnimmt, krisenhafte Situationen besser bewältigen zu können. Die Vorstellung einer möglichen Rückkehr in den Herkunftsort kann in schwierigen Phasen, in denen sie sich sozial und beruflich abgelehnt sowie rassistisch gedemütigt fühlen, das Gefühl der emotionalen Geborgenheit vermitteln. Rückkehrpläne dienen im Leben einer Migrantin somit als Abwehr von schmerzhaften Erfahrungen, wie auch in Leonor Castros Fallrekonstruktion deutlich wurde. Gleichzeitig verhindern mehrere Jahre aufrechterhaltene Rückkehrabsichten das emotionale Sich-Einlassen auf die Aufnahmegesellschaft. Als Beispiel dazu kann Selena Cruz herangezogen werden. Die 47-jährige Frau aus Peru haben wir bereits kennengelernt. Bevor ich auf ihre Rückkehrabsichten näher eingehe, die nahezu als Fluchtgedanken in schwierigen Momenten verstanden werden können, möchte ich zuerst auf ihre schmerzhaft Einsicht eingehen, als sie für sich kaum Möglichkeiten auf einen beruflichen Aufstieg erkennt.

Seit fast 16 Jahren lebt die Biographin mit ihrem Schweizer Ehemann und dem gemeinsamen elfjährigen Sohn in der Deutschschweiz. Die Biographin hat die Schweizer Staatsbürgerschaft. Sie ist in Lima geboren, wo sie ein fünfjähriges BWL-Studium absolvierte. Das Studium schloss sie mit einem Zertifikat, allerdings ohne Diplom ab. Sie erzählt, dass sie damals der Meinung war, den Universitätstitel nicht zu brauchen, da sie schon während des Studiums im elterlichen Unternehmen arbeitete und bereits viel Geld verdiente. Ihre Eltern waren gleich nach ihrer Hochzeit von Cusco, der Hauptstadt der gleichnamigen Region im Zentrum des peruanischen Andenhochlandes, in die peruanische Hauptstadt gezogen. Ihr Vater arbeitete in Cusco zunächst als Fabrikmitarbeiter in einem Kaffeeunternehmen. Anschliessend wurde er Gewerkschaftssekretär in einer leitenden Funktion, die sich für die Rechte der Arbeiter auf den Kaffeeplantagen im peruanischen Hochland einsetzte. In Lima stiegen die Eltern in die Textilindustrie ein. Sie machten sich selbstständig und gründeten noch vor der Geburt der Biographin Anfang der 1960er Jahre eine kleine Bekleidungsfabrik. Das Unternehmen entwickelte sich über die Jahre gut. Selena Cruz berichtet, dass ihre Eltern als Indigene in der peruanischen Hauptstadt einen sozialen und ökonomischen Aufstieg erlebten. Heute gehört ihre Familie der oberen Mittelschicht Perus an.

Das erste Mal kam die Biographin vor 23 Jahren in die Schweiz, um als Au-pair während eines Jahres in der Schweiz zu leben und eine Fremdsprache zu lernen. In dieser Zeit lernte sie als 24-Jährige ihren zukünftigen Ehemann kennen. Bevor sie zurück nach Peru kehrte, um im Betrieb der Eltern in einer Führungsposition zu arbeiten, bereiste sie Europa. Die Biographin stellt sich in ihrer berufsbiographischen Selbstpräsentation als selbstsichere und unabhängige Frau dar. Die Arbeit im elterlichen Unternehmen erfüllte sie sehr. Ihr Mann besuchte sie mehrmals während mehrerer Monate in Südamerika. Die Fernbeziehung hielt sieben Jahre, bis sich die beiden zu einer Ehe entschieden. Im Alter von 32 Jahren migrierte Selena Cruz in die Schweiz. Die Entscheidung, die Schweiz als Lebensmittelpunkt zu wählen, ging vorrangig von

ihrem Mann aus. Die Peruanerin betont zugleich, dass ihr Mann ihr von Anfang an klargemacht hatte, dass er es sich auf keinen Fall vorstellen könne, in Peru zu leben. Da sie sieben Jahren mit ihrem Mann zusammen war, bevor sie heirateten, hatte sie offensichtlich viel Zeit, um sich an den Gedanken, in die Schweiz einzuwandern, zu gewöhnen. Sie betont in der Erzählung, dass sie damals nicht mit der Intention in die Schweiz kam, nur vorübergehend zu bleiben. Aus der rückblickenden Perspektive beurteilt sie die Anfangszeit in der Schweiz als sehr schwer; eine Erfahrung, die von der Mehrheit der Migrantinnen geteilt wird:

„Ich denke, dass ich einen Schock erlitt, als ich in die Schweiz kam und einen Wechsel der Gesellschaft erlebte. Es war ein Schock, den ich zu diesem Zeitpunkt nicht wahrgenommen hatte. Ich dachte am Anfang, ach, wie schön die Schweiz ist. Sie gefiel mir gut. Aber dann war es ein Schock (...) wie (...) wie ein Planet zu wechseln, ich schwöre es dir. Weil (...) es war wie nochmals die Sprache neu erlernen zu müssen, nichts zu wissen (...) Meine ganze Lebenserfahrung in meinem Alter, meine Berufserfahrungen und meine Ausbildung, die plötzlich nichts mehr wert waren. Es war wie ein Planet zu wechseln für mich. Ich wäre lieber nochmals neu geboren.“

Den Arbeitsmarkteinstieg in der Schweiz fand sie über eine Arbeit in der Reinigungsbranche. Die unterqualifizierte Erwerbsarbeit erachtete sie in der ersten Zeit nach der Migration als ein Provisorium, bis sie über genügend Sprachkenntnisse verfügte, um eine qualifizierte Arbeit zu finden. Bald wurde klar, dass weder ihr formal erworbenes Wissen an der Universität noch informell erworbene Kompetenzen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt anerkannt werden, da sie nicht zertifiziert sind. Wie Bourdieu (1983: 190) schreibt, verleiht erst der schulische oder akademische Titel „dem von einer bestimmten Person besessenen Kulturkapital institutionelle Anerkennung.“ Zusätzlich erlangen ihre mehrjährigen Berufserfahrungen in leitender Position eines Unternehmens in der Arbeitswelt keine Honorierung und Akzeptanz. Die Biographin erhält somit nicht die Chance, ihre Fähigkeiten und ihr Wissen auf dem qualifizierten Arbeitsmarkt zu zeigen, also ihr kulturelles Kapital in der Schweiz nicht verwerten zu können, was sie als „Schock“ erlebte.

Bei einer Berufsberatungsstelle wurde der Biographin dazu geraten, eine dreijährige KV-Ausbildung zu machen. Die Biographin führt aus, sich damals – mit Mitte 30 – nicht habe vorstellen können, eine neue Ausbildung zu beginnen, insbesondere vor dem finanziellen Hintergrund des Ehepaares, das auf ein zweites Einkommen angewiesen war. Zum anderen befürchtete sie, dass ihre deutsche Sprachkompetenz nicht ausreichen würde, um eine neue Ausbildung zu beginnen. Die ökonomische eheliche Situation sowie Sprachdefizite beeinträchtigten somit ihren weiteren beruflichen Werdegang in der Schweiz.

Als sie genügend Sprachkenntnisse erworben hatte, fand sie eine 70 %-Teilzeitanstellung als Verkäuferin in einem Kaufhaus, das im Stadtzentrum lag. Als Mitarbeiterin im Verkauf von Lebensmitteln und Getränken am Take-Away hatte sie den Blick auf eine belebte Strasse, was sie als „Fenster auf die Schweizer Gesellschaft“ beschreibt. Sie war 37 Jahre alt, als ihr Sohn geboren wurde. Ihre Stelle behielt sie, bis ihr Sohn viereinhalb Jahre alt war. Doch die Kita-Kosten waren so hoch für die dreiköpfige Familie, dass es sich aus der Perspektive der Biographin finanziell nicht mehr lohnte, arbeiten zu gehen. Sie entschied sich, sich selbst um ihr Kind zu kümmern. Gleich-

zeitig erwachte in ihr erneut der Wunsch, sich umzuorientieren. Weil die damalige Einkommenssituation des Ehepaares eine Erwerbstätigkeit der Biographin notwendig machte, bereute Selena Cruz den Umstand, keine KV-Ausbildung absolviert zu haben. In dieser Zeit wurde der Biographin mit aller Wucht bewusst, dass ihre beruflichen Chancen auf qualifizierte Erwerbsarbeit sehr gering waren. Als ihr Kind in den Kindergarten kam, fand Selena Cruz erneut eine Stelle als Reinigungskraft in einer Schule. Die Arbeit begann um sechs Uhr morgens, was sich gut mit der Kinderbetreuung vereinbaren liess.

Selena Cruz: „In der Schweiz bin ich Putzfrau. Und Peru? Peru hat mich vergessen.“

Bis zum heutigen Zeitpunkt ist es Selena Cruz nicht gelungen, eine ihrem Bildungsstand entsprechende Arbeit zu finden. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews arbeitet sie morgens in einer 40 %-Anstellung als Reinigungskraft in einer Schule. Sie leidet unter der Erfahrung des Ausschlusses von qualifizierter Erwerbsarbeit:

„Ich habe studiert, meine Eltern hatten eine Textilfabrik und ich war die Chefin von 30 Angestellten. Neun Jahre lang hatte ich Verantwortung für die Firma. Es war eine sehr schöne Zeit. Meine Arbeit gefiel mir sehr. Ich fühlte mich nützlich. Und dann kam ich in die Schweiz. Plötzlich musste ich in der Schweiz WC putzen, das Geschirr von anderen waschen und alles solche Sachen. Ich fühlte mich schrecklich (...). Ich hatte mir das nicht so vorgestellt. Ich war von dieser Art hier zu leben enttäuscht. In der Schweiz bin ich Putzfrau. Und Peru? Peru hat mich vergessen (weint). Meine Familie denkt, dass ich aufgrund der Migration keinen Erfolg hatte (...). Mein Vater sagte es mir einmal sogar. Das letzte Mal sagte es mir aber mein älterer Bruder. Er ist ein Mann, der nun reich ist in Peru. Er hat eine gute Position. Als ich zum zweiten oder dritten Mal nach Peru zurückkehrte, sagte er mir fast unter Tränen, dass er mich sehr schätze und dann meinte er: ‚Wenn du in Peru geblieben wärst, dann hättest du mehr als ich‘. Er sagte mir, ich hätte es besser haben können als er, also, von einer ökonomischen Perspektive her, in Bezug auf materielle Güter wie Autos und solche Sachen. Aber ich glaube, mit der Zeit habe ich verstanden, dass ich innerlich reicher geworden bin, psychologisch gesehen. Meine Mamá ruft mich oft an und fragt mich nach meiner Meinung, auch meine Schwestern. Klar, sie sind jünger, aber all das gibt mir ein grosses Vertrauen, denn ich habe viel Erfahrung gewonnen. Nach der Depression stellte ich fest, dass meine Realität eine andere ist. Ich bin reifer. Ich bin heute in der Lage, mehr Verantwortung zu übernehmen. Und jetzt nehme ich die Sachen selber in die Hand und entscheide ebenfalls viel mit.“

Es fällt auf, dass Selena Cruz ihre Beschäftigungssituation als eine Kontrastfolie zwischen prä migratorischer und post migratorischer beruflicher Positionierung darstellt. Mit der Unterscheidung der früheren („Chefin“) und gegenwärtigen Arbeit („Putzfrau“) verdeutlicht sie ihre persönliche Einschätzung von gelingendem und misslingendem berufsbiographischem Handeln vor und nach der Migration. In der Schweiz musste die Biographin einen beruflichen und sozialen Abstieg verzeichnen. Dabei war sie davon ausgegangen, in der Schweiz einen ähnlichen sozialen Status haben zu können wie in ihrem Herkunftsland. Zusätzlich belastet ist die Migrantin durch ihre materiellen Einbussen. In Peru war die Biographin jahrelang gewohnt, im Familienbetrieb als Führungskraft tätig zu sein. Als Migrantin zweifelt sie an ihrem über die

Arbeit definierten Selbstverständnis. Der Vergleich mit Peru verdeutlicht ihr Leiden an der Dequalifikation und der damit verbundenen Deklassierung. Mit den Worten „In der Schweiz bin ich Putzfrau“ bringt sie einerseits zum Ausdruck, in der Schweiz keine unmittelbaren Möglichkeiten eines beruflichen Aufstiegs erkennen zu können. Andererseits zeigt sich, dass für Selena Cruz der soziale Abstieg – von der Chefetage in der elterlichen Firma zur unqualifizierten Putzarbeit, einer wenig prestigeträchtigen Beschäftigung im Zielland – ein Problem darstellt. Sie ist in der Schweiz mit einem anderen sozialen Raum konfrontiert als in ihrem Herkunftsland. Die ihr zugewiesene Position in der aufnehmenden Gesellschaft korrespondiert nicht mit ihrem biographischen Entwurf, ihre Lebenssituation hatte sich verschlechtert. Die fehlende aktive Bearbeitung der beruflichen Degradierung blieb auf der emotionalen Ebene nicht ohne psychische Konsequenzen.

Des Weiteren ist der Biographin bewusst, dass sich Peru, seit sie ihren Lebensmittelpunkt vor 16 Jahren in die Schweiz verschoben hat, auch verändert hat. Möglich wäre, dass das südamerikanische Land ihr sogar fremd geworden ist. Es ist auch davon auszugehen, dass sich die Beziehung zu ihrer in Südamerika zurückgebliebenen Familie in diesem Zeitraum geändert hat. Selena Cruz scheint eine emotionale Geborgenheit und Sicherheit verloren zu haben, was sie in einer resignativen Bilanzierung: „Und Peru? Peru hat mich vergessen“ artikuliert. Ihr Gefühlsausbruch an dieser Stelle markiert deutlich ihren Schmerz: Ein Schmerz aufgrund fehlender Valorisierung ihrer jahrelangen Berufserfahrung durch die aufnehmende Gesellschaft; ein Schmerz aufgrund des Aufgebens von beruflichen Träumen; und schliesslich ein Schmerz aufgrund der Einschätzung, die Remigration in ihr Herkunftsland würde keine Rückkehr in ein vertrautes soziales Umfeld bedeuten.

In diesem Zitat wird zudem deutlich, dass der Verlust der sozialen und beruflichen Position auch das Verhältnis von Selena Cruz zu ihren Familienangehörigen in Peru tangiert. Nicht nur die Biographin, sondern auch ihre Familie hatten damit gerechnet, sie finde in der Schweiz eine qualifizierte Anstellung. Selena Cruz' Vater und Bruder machen die Migration dafür verantwortlich, dass die Biographin auf einen beruflichen Erfolg verzichten muss. Insbesondere der Bruder zeigt sich traurig über das Ausbleiben eines erfolgreichen, prestigeträchtigen Lebens in der Migration, das soziale Anerkennung verdient hätte. Obwohl der Biographin bewusst ist, die Erwartungshaltung der Familie nicht erfüllt zu haben, verteidigt sie ihre Migrationsentscheidung und weist auf eine innere, persönliche Entwicklung hin. Ihren beruflichen Misserfolg in einen erfahrungsorientierten Erfolg umzudeuten, ist eine beachtliche Leistung. Von ihren Familienangehörigen um ihre Meinung gefragt zu werden, bedeutet für Selena Cruz eine besondere Form von Anerkennung. Auch wenn sie sich als eine Frau präsentiert, die die Erfahrung eines sozialen und beruflichen Abstiegs angenommen und biographisch verarbeitet hat, scheint sie das eigene schmerzliche Gefühl – ihre Familie in Peru und möglicherweise sich selbst enttäuscht zu haben – nicht zulassen zu wollen. Auch in anderen biographischen Narrationen wurde deutlich, dass sowohl eigene unerfüllte Erwartungen an das neue Leben in der Migration wie auch die Erwartungen von nahen Angehörigen mit einem emotionalen Stress einhergehen.

In der Bilanzierung der Lebensphase nach der Erkrankung beschreibt Selena Cruz einen tiefen inneren Wandel, der mit einem Reifungsprozess einherging. Sie scheint zu Beginn ihrer Migration in die Deutschschweiz nicht ganz von ihrer Entscheidung überzeugt gewesen zu sein. Aus der heutigen Sichtweise würde sie sich sowohl mehr

für ihre eigenen Bedürfnisse einsetzen als sich auch bei biographisch zentralen Entscheidungen mehr einbringen. Aber schauen wir uns die Ursachen für die Erkrankung an einer Depression im Leben der peruanischen Migrantin genauer an. In Selena Cruz' Erzählung wird der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve deutlich, der „durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet“ (Schütze 2006: 212) ist.

Selena Cruz: „Um an einer Depression zu erkranken, hatte ich viele Probleme zuvor.“

Nachfolgend zeigt sich in der Narration von Selena Cruz, dass aus der Sicht der Biographin sich häufende, schmerzhaft biographische Erfahrungen zu der Erkrankung an einer Depression führten. Als ihr Ehemann, der bei der Post arbeitete, im Alter von 50 Jahren arbeitslos wurde, veränderte sich die ökonomische Lage der Familie enorm. Ihr Mann hatte neben finanziellen Sorgen auch grosse Angst davor, in seinem Alter keine Arbeit mehr zu finden. Er stand unter hohem Druck. Die Arbeitslosigkeit erlebte er als eine psychische Belastung. Die finanzielle Ungewissheit zermürbte ihn zusehends. Selena Cruz führt weiter aus, dass der Arbeitsverlust ihres Mannes nicht nur finanzielle Konsequenzen nach sich zog, sondern auch Spannungen in der Beziehung verursachte. Dazu sagt sie: „Er wurde seinen Stress durch Schreien los, aber für mich war das nicht so schön. Ich fühlte mich dabei wirklich nicht gut.“ Die Arbeitslosigkeit des Ehemanns wirkt sich somit auch auf Selena Cruz' psychisches Wohlbefinden aus. Sie leidet auch unter der Situation ihres arbeitslosen Partners. Die ökonomische Lage der Familie ist zu diesem Zeitpunkt schwierig. Die Eltern von Selena Cruz unterstützen sie finanziell, wodurch sich ein weiterer Leidensdruck entwickelt. Nüchtern konstatiert sie: „Ich migrierte in die Schweiz, und anstatt Geld nach Hause zu senden, müssen meine Eltern mir Geld schicken (auflachend).“ Die finanzielle Unterstützung der Eltern verursacht bei ihr Schamgefühle und so bedeutet das Migrationsprojekt für Selena Cruz ein persönliches Scheitern. Nicht nur die zwei Biographinnen, deren Lebensgeschichte ausführlich rekonstruiert wurde (vgl. Kapitel 5 und 6), sondern auch andere Migrantinnen berichten, von ihren Eltern bei ökonomischen Engpässen Geld bekommen zu haben. Selena Cruz' Lachen am Ende des Satzes wirkt wie eine Art, mit dieser schmerzhaften und demütigenden Erfahrung umzugehen. Aus Sicht ihrer Familie ist sie gescheitert und diese Sichtweise scheint sie verinnerlicht zu haben. Mit dem Leben in der Migration hat Selena Cruz nicht nur ihre soziale, sondern auch ihre ökonomische Position verloren. Dabei sieht sie nicht nur ihr Migrationsprojekt als gescheitert an, sondern möglicherweise auch sich selbst als Versagerin. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass ihr Selbstwertgefühl sinkt. Dies tangiert das psychische Befinden der Biographin massiv. Wie ausführlich in Leonor Castros Fallrekonstruktion dargelegt, trägt das Nichterreichen persönlicher Lebensziele, wie etwa einer der beruflichen Qualifikation entsprechenden Erwerbstätigkeit nachgehen zu können, zur Entwicklung einer Depression bei.

Selena Cruz führt in ihrer biographischen Narration weiter aus, dass sie in dieser Phase die negativen beruflichen Zukunftsszenarien ihres Mannes innerlich übernahm. Sie geriet aufgrund der Zukunftsunsicherheit des Partners, aber auch wegen der eigenen beruflichen Ungewissheit, in eine psychische Krise. Im Alter von 42 Jahren – elf Jahre nach ihrer Einreise in die Schweiz – erkrankte die Biographin an einer Depression. Der auslösende Moment der Depression war ein Badeunfall an einem See,

bei dem sie beinahe mit ihrem damals sechsjährigen Sohn ertrunken wäre. Dieser Vorfall ist zwar ein für sich betrachtet bedeutsames Ereignis, führt aber per se nicht zur psychischen Erkrankung. Eher ist anzunehmen, dass der Badeunfall aufgrund der zuvor andauernden Belastungssituation das Fass zum Überlaufen brachte und die Depression auslöste.

Aus emischer Perspektive verortet Selena Cruz ihre Depressionserkrankung an der finanziellen Verunsicherung infolge der Arbeitslosigkeit des Ehemannes. Aufgrund von Geldsorgen blieb zudem der Wunsch nach einem zweiten Kind unerfüllt. Gleichzeitig thematisiert sie die psychische Erkrankung im Kontext von beruflicher Abstiegs Erfahrung, erfahrener Statusdegradierung, misslungenen Lebensentwürfs und Prestigeverlust. Es zeigt sich, dass die Biographin selber die Depression als ein multifaktorielles Geschehen betrachtet, was die nachfolgenden Textpassagen verdeutlichen:

„Um an einer Depression zu erkranken, hatte ich viele Probleme zuvor. Nicht viele Probleme, aber ich hatte vor allem finanzielle Probleme und gesundheitliche Probleme. Weil (...) die Zähne sind bis heute nicht in Ordnung. Amina, ich bin seit vier Jahren beim Zahnarzt in Behandlung. Bis heute (...) und in vier Wochen habe ich meinen letzten Termin beim Zahnarzt. Die letzte Rechnung war die heftigste, das sage ich dir. Wenn du mit den Zähnen so stark erkrankst wie ich (...) Oh je, ich habe mehr als 20'000 CHF zu zahlen und wenn du kein Einkommen hast, das dir erlaubt, das zu bezahlen, dann (...) Das ist eine Situation, die ehrlich gesagt (...) du weisst nicht mehr, was du machen kannst. Meine Eltern haben mir finanziell geholfen, weil (...) Mein Mann hat einen Lohn, aber wir hatten durch den Jobverlust eine Lohnkürzung. Das alles hat mich viel Kraft gekostet. Aber ich habe mich nun daran gewöhnt und stelle es zur Seite. Aber ich vergesse dieses Problem nicht, weil es an die Substanz geht, sie greifen deine Nerven an. Ja, es war viel damals, was alles zusammenkam. Du weisst nicht, was die Zukunft bringen wird, du kannst nicht so arbeiten, wie du gerne möchtest, und ein weiteres Kind wäre vielleicht ein zusätzliches finanzielles Problem gewesen (...). Aber wie blöd war ich doch am Ende? Ich dachte immer, dass ich mehrere Kinder haben würde. Ich stelle mir oft diese Frage: ‚Warum nicht? Warum nicht?‘ Es tut mir so leid (weint). Ich bereue heute noch, dass ich kein zweites Kind bekommen habe. Ja, ich litt sehr darunter. Wenn meine Situation nicht so schlecht gewesen wäre (...). Aber als ich heiratete, kannte ich die Gesellschaft nicht, und ich hatte eine grosse Angst. Ich hatte Angst, dass ich es hier nicht schaffen könnte, dass das Geld nicht reicht, und ich hatte ein wenig Angst davor, mich nicht komplett integrieren zu können, weil für mich als Ausländerin (...) Ich hatte eine gute Lebenssituation in Peru. Ich war Unternehmerin. Meine Eltern haben genug. Für mich war es immer so, als blieben die Türen offen, d.h. wenn mir etwas Schlimmes passiert, kann ich zurückkehren. Als ich dann hierher kam und ich Probleme hatte, eine Arbeit zu finden, fühlte ich mich weniger wichtig als nichts, weil (...) ehrlich gesagt, ohne Arbeit fühlte ich mich völlig unbedeutend. Und dann (...) ich wurde mir meiner Realität in der Schweiz bewusst. Alle meine Träume waren zerplatzt. Ich würde nie eine gute Arbeit haben. Ich verstand, dass ich meine berufliche Situation nicht ändern kann. Das war schwer auszuhalten (...).“

Und an anderer Stelle:

„Heute sage ich mir, dass dies meine Realität ist. Meine Träume müssen sich ändern. Ich habe immer so gelebt, dass, wenn ich in der Schweiz Probleme haben sollte, dann würde ich zurück nach Peru gehen. Ich habe mir das immer so gesagt. In Peru würde es uns gut gehen. Es würde uns besser gehen. Ich habe dort meine Eltern. Ich habe ein Zuhause und ein Geschäft, das ich dort zurückgelassen habe. Die Depression hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich verstand, dass ich mich mehr auf diese Gesellschaft, die Schweizer Gesellschaft, konzentrieren sollte. Und dass ich mich auf diese Gesellschaft einlassen sollte, da es besser für meinen Sohn und meinen Mann ist. Ich merkte, dass es wichtig ist, sich zu entscheiden, ob man für immer in der Schweiz bleiben will oder nicht. Aber ich hatte beim Gedanken, für immer in der Schweiz bleiben zu müssen, das Gefühl, den Verstand zu verlieren (...). Dieser Gedanke liess mich fast wahnsinnig werden. Als ich realisierte, dass ich für immer hierbleiben würde, war das schwer für mich. Es fiel mir schwer, das anzunehmen. Vor der Depression hatte ich mir nicht diese Gedanken gemacht. Aber nach der Depression musste ich mir eingestehen, dass ich hierbleiben würde (...). Wenn Menschen in die Schweiz kommen, haben sie viele Träume und denken, dass sie alles machen können. Ich möchte jetzt neue Träume entwickeln, was meine Arbeit betrifft, auch wenn sie kleiner sind als zuvor. Die Träume sollen heute realisierbar sein. Mir ist bewusst, dass Peru mich vergessen hat. Ich darf also auch Peru vergessen (...). Ich denke, dass diese Depression, mit all den Ängsten, mich gezwungen hat, zu verstehen, dass ich das bin. Es gibt nichts Anderes. Das bin ich. Ich muss mich mit dem Gedanken abfinden, dass ich hier Putzfrau bin. Die Depression lehrte mich, dass ich mit dieser Realität leben muss. Es ist aber nicht schlecht. Die Depression kam einfach sehr brüsk, so plötzlich (...). Die Menschen, die zum Beispiel in Peru wenig hatten und hierherkamen, geben sehr oft an. Sie vermitteln mir den Eindruck, dass sie sich brüsten wollen. Ich mag keine Menschen, die prahlen, wie z.B. wenn eine Frau in ihrem Land wenig hatte und heute aufzählt, was sie alles hat. Aber ich denke, dass diese Menschen es leichter haben als jemand, der im eigenen Land viel hatte und dann in die Schweiz kommt und dann wenig hat. Es ist bestimmt schlecht, so in Klassen zu denken, aber das ist eine Realität. Es ist wohl schlimmer, seinen Status zu verlieren als umgekehrt, wenn jemand zuvor nichts hatte und später materielle Güter erlangt.“

In ihrer Migrationsbilanz thematisiert die Biographin mehrere Leidenserfahrungen, die miteinander verwoben sind. Sie bringt zum Ausdruck, wie schmerzhaft es für sie war, aufgrund von Geldsorgen und existenziellen Ängsten vor der Zukunft auf ein zweites Kind verzichtet zu haben. Selena Cruz leidet bis heute unter den Folgen dieser Entscheidung. Die Aussage „Wenn meine Situation nicht so schlecht gewesen wäre“ lässt sich dahingehend interpretieren, dass sie mit einer besser bezahlten Arbeit ein weiteres Kind bekommen hätte.

Die finanziellen Sorgen infolge der Arbeitslosigkeit ihres 50-jährigen Mannes, verstärkt durch hohe Zahnarztkosten, werden als eine enorme psychische Belastung erlebt („weil es an die Substanz geht, sie greifen deine Nerven an“).³ Das Ausmass der Zahnbehandlungskosten scheint sie sich in der Erzählsituation nochmals zu ver-

3 Am Ende des Interviews machte ich Selena Cruz darauf aufmerksam, dass es, falls es zu keiner Kostenübernahme durch die Krankenkasse kommt, in der Schweiz diverse Stiftungen gibt, die für in finanzielle Not geratene Menschen einmalig zahnärztliche Kosten ganz oder teilweise übernehmen. Ich bot ihr meine Hilfe an, sie entweder beim Ausfüllen eines Antragsformulars oder beim Suchen von

gegenwärtigen. Sie ist überwältigt („Oh je, ich habe mehr als 20'000 CHF zu zahlen“) und fühlt sich ohnmächtig („du weisst nicht mehr, was du machen kannst“). Die unvorhersehbaren, hohen Ausgaben, die man nicht mehr einfach so leisten kann und die darauf folgende finanzielle und soziale Verunsicherung bewirken bei Selena Cruz eine grundlegende biographische Verunsicherung und grosse Zukunftsängste.

Diese beiden langen Zitate eröffnen zudem biographische Einblicke ins Erleben fehlender beruflicher Teilhabe am qualifizierten Arbeitsmarkt und dessen enge Verwobenheit mit zerbrochenen Träumen und dem Nichterreichen beruflicher Ziele in der Migration. Die berufliche Exklusion beeinträchtigte das Selbstwertgefühl von Selena Cruz, wodurch sie sich „weniger wichtig als nichts“ und „völlig unbedeutend“ fühlte. In ihrer lebensgeschichtlichen Narration wird eindrücklich sichtbar, wie die Biographin aufgrund wahrgenommener Barrieren, die sie als unüberwindbar einstuft, ihr ursprüngliches Berufsziel aufgibt und sich an die vorhandenen Berufsmöglichkeiten im Niedriglohnsektor anpasst. Diese Lebensgeschichte wie auch die Biographien anderer Interviewpartnerinnen sind dadurch gekennzeichnet, dass sich die gut gebildeten Migrantinnen mit einer niedrigeren Position mit weniger Prestige zufriedengeben, als sie ursprünglich erwartet hatten. Schmerzhaftes Enttäuschungen und der Verzicht auf berufliche Erfüllung gehen aber nicht spurlos an ihnen vorüber.

Auffallend ist im obigen Zitat die mehrmals verwendete Formulierung „für immer in der Schweiz bleiben“. Ein „Dableiben-Müssen“, so wird deutlich, erzeugt bei der Biographin ein enormes Unbehagen. Sie wird sich darüber klar, dass die Rückkehr nach Peru ein hypothetisches Konstrukt bleibt. Der Rückkehrgedanke fungierte offenbar bisher als eine Art Fluchtgedanke, in den sie sich hineinsteigerte. Selena Cruz' Reaktion auf die empfundene berufliche Aussichtslosigkeit ist die Flucht. Es handelt sich dabei scheinbar um eine Flucht vor einem subjektiv bewertet „erfolglosen“ Leben in der Schweiz; eine Flucht vor einem Leben mit unerfüllten beruflichen Wünschen. Dagegen scheint sie mit Peru berufliche Verwirklichung und Geborgenheit zu verbinden. Zu diesem Zeitpunkt gelingt es ihr offenbar nicht, neue berufliche Zukunftspläne zu entwickeln, wodurch sie sich perspektivlos und handlungsunfähig fühlt. Das Gefühl, zu diesem Zeitpunkt die Kontrolle über ihr Leben und ihre emotionale Sicherheit verloren zu haben, scheint so intensiv zu sein, dass sie denkt, „den Verstand zu verlieren“ und „fast wahnsinnig [zu] werden“.

Ein weiterer Aspekt, der berücksichtigt werden sollte, ist Serena Cruz' Vergleich mit ihrem Bruder, der in Peru blieb und beruflichen Erfolg verzeichnen konnte. Sie wird von ihren Familienangehörigen – und möglicherweise auch von sich selber – mit ihrem Bruder verglichen und hat dabei das Gefühl, schlecht abzuschneiden. Die Analyse zeigt, dass sie sich vor der Erkrankung als Migrantin wertlos und ungenügend fühlte. In ihrer eigentheoretischen Bilanzierung verleiht sie der Depression einen Sinn auf dem Weg zur Akzeptanz ihrer Lage. Die Konfrontation mit ihrer „Realität“, wie sie selber mehrmals sagt, heisst für sie, die schmerzliche Erkenntnis hinzunehmen, dass ihre beruflichen Träume zerplatzt sind. Gleichzeitig bedeutet es aber auch, im Prozess der Erkrankung und des Umgangs mit ihrem Leiden keiner Illusion mehr aufzusitzen. Sie präsentiert sich zwar als Frau, die die Aussichtslosigkeit eines beruflichen

Aufstiegs hingenommen hat, aber emotional scheint sie das nicht akzeptiert zu haben und trauert um den Verlust ihres Berufes, einer zentrale Sinnquelle in ihrem Leben.

Als dequalifizierte Migrantin erkennt sie die Benachteiligung und verweist darauf, wie schmerzhaft sie den Statusverlust erlebt. In ihrem Fall wird deutlich, dass der Berufsausschluss mit einem biographischen Bruch verbunden ist. Auch wenn ihre Wünsche unter dem Druck der Nichtanerkennung ihrer Fähigkeiten zusammenbrachen und eine heftige Krise auslösten, wird das Scheitern des Traums von erfüllender Erwerbstätigkeit nach der Depression von ihr als „Realität“ akzeptiert.

So wie Selena Cruz, die das Aufgeben von Rückkehrabsichten „besser für meinen Sohn und meinen Mann“ hält, äussern sich auch andere befragte Frauen, denn ihr Bleibemotiv orientiert sich am Wohl der Familie. Neben der partnerschaftlichen Beziehung sind somit die Bedürfnisse der Kinder aus einer binationalen Ehe, die in den meisten Fällen in der Schweiz geboren wurden, von zentraler Bedeutung bei der Festlegung des definitiven Lebensmittelpunktes. Es zeigt sich, dass Selena Cruz erst nach Abklingen der Depression die bewusste Entscheidung traf, in der Schweiz zu bleiben. Mit der Formulierung „Mir ist bewusst, dass Peru mich vergessen hat. Ich darf also auch Peru vergessen“ äussert sie im Unterschied zu weiter oben ein gewisses Gefühl des Loslassens von ihrem Herkunftsland, was offenbar befreiend ist. Das Loslassen scheint zwar auf einer Kränkung zu beruhen, doch lässt es sich dahingehend deuten, dass sie sich am Ende eines Prozesses befindet, in dem sie sich sowohl Peru als auch der Schweiz verbunden fühlt und dabei ihre emotionale Zugehörigkeit in beiden Ländern hat. Erst als sie keine Rückkehrabsichten mehr hegt, gelingt es ihr, sich sozial, ökonomisch und psychisch in der Schweiz verankert zu fühlen. Nun nimmt sie den niedrigen sozialen Status in der Schweiz nicht mehr als einen vorübergehenden Zustand wahr, sie betrachtet die Arbeit in der Reinigungsbranche nicht mehr als Zwischenstation. Zudem findet sie sich offenbar damit ab, keine Perspektiven auf berufliche Entfaltungsmöglichkeiten im qualifizierten Arbeitsbereich zu haben. Zugleich kann sich Selena Cruz aus den familiären Erwartungshaltungen und Vergleichen, die sich vor allem auf ihre sozioökonomische Stellung bezogen und einen Stressfaktor darstellten, befreien. Als Bewältigungsstrategie entwickelt sie einen neuen biographischen Entwurf, unter Beibehaltung relevanter bisheriger Sinnquellen wie dem Familienleben.

Der dieser beruflichen Ausschlusserfahrung zugrunde liegende Schmerz und das Gefühl von Aussichtlosigkeit auf veränderte Lebensumstände hatten – so meine These – zuvor zu wenig Raum bekommen. Daher hatte die Biographin den Eindruck, dass die Depression wie aus heiterem Himmel kam. Als sie dann erkrankte, empfand sie die Depression als „sehr brüsk, so plötzlich“ aufkommend. Resümierend lässt sich festhalten, dass fehlende Perspektiven auf qualifizierte Erwerbsarbeit und das Erleben erheblicher Statureinbussen biographisch und seelisch nicht verarbeitet wurden. Die Belastungsfolgen nach der veränderten finanziellen Familiensituation und die damit verbundenen Geldsorgen haben zudem negative Auswirkungen auf Selena Cruz' psychische Gesundheit. Die angespannte ökonomische Lage wirkt sich auch auf die Familienplanung aus. Der Schmerz darüber, aufgrund der prekären Lebensverhältnisse kein zweites Kind bekommen zu haben, scheint heute noch aktuell zu sein („Ich bereue heute noch, dass ich kein zweites Kind bekommen habe.“). Auch litt sie unter Rassismus im Alltag. Als Reaktion auf diese biographischen Erfahrungen im Migrationsleben, von denen sie sich überwältigt fühlte, erkrankte sie an einer Depression.

Selena Cruz' Krankheitserfahrung: „Angst vor dem Teufel“

Die Erfahrung des Beinahe-Ertrinkens im See war aus der Sicht der Biographin prägend, denn sie gilt als wahrscheinlichster Zeitpunkt für die Veränderung ihres physischen, psychischen und emotionalen Zustandes. Das unerwartete Auftreten der Depression führte dazu, dass Selena Cruz grosse Mühe hatte, ihren veränderten Gesundheitszustand zu verstehen und einzuordnen. Depressionen äussern sich bei den befragten Migrantinnen oft über somatische Symptome, im Fall von Selena Cruz in Form von Atemnot und Angstzuständen. Das folgende Zitat zeigt, dass sich Selena Cruz' kulturell geprägten Krankseinskonzepte („concepts of illness“) von den hiesigen Konzepten und Vorstellungen unterscheiden, was Auswirkung auf die Inanspruchnahme psychiatrisch-psychotherapeutischer Behandlung hat:

„Eines Abends lag ich auf dem Sofa, nachdem ich die ganze Wohnung geputzt hatte und schaute TV. Ich war mit meinem Sohn alleine zuhause, der gerade schlief. Plötzlich hatte ich sehr kalt, ich spürte einen kalten Wind, und mein Herz raste. Ich versuchte, keine Panik zu bekommen. Aber die Erfahrung, dass ich im See fast ertrunken war (...) Ich öffnete die Türe und rannte raus, aber ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte, ich traf niemanden. Ich wollte Luft atmen, ich brauchte Luft (...). Ich weiss nicht, ob ich ein Herzproblem hatte oder was es war, aber für mich war es neu. Ich dachte, dass ich sterben würde (...). Ich wusste damals nicht, was eine Depression war. Ich hatte Angst (...). Ich hatte ein beklemmendes Gefühl, das kommt und an dir zieht, aber dann geht es wieder weiter. Aber die Angst vor dem Schlafen gehen war schlimmer. Ich hatte damals Angst vor dem Einschlafen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte oder an wen ich mich wenden könnte. Ich getraute mich nicht, meiner Freundin zu sagen, dass ich Angst vor dem Teufel hatte. In Peru ist es so, dass wenn du etwas falsch gemacht hast, dann ist es der Teufel, der dich dazu geleitet hat. Mein ganzes Leben schon hatte ich Angst vor dem Teufel gehabt. Meine Mutter sagte schon zu mir, als ich noch ein kleines Kind war: ‚Pass auf den Teufel auf: Der Glaube an den Teufel und an Gott haben mich sehr beeinflusst. Mir wurde beigebracht, Respekt vor dem Guten und dem Teufel zu haben. Ich war sehr verwirrt. Ich hatte eine totale Verwirrung in meinem Kopf mit all dem Stress. Eine Freundin sagte zu mir: ‚Das bist nicht du. Du bist nicht die gleiche Person wie sonst. Du bist anders geworden.‘ Ich fragte mich: ‚Was mache ich jetzt? Wo kann ich hingehen? Ich fühlte mich so schlecht. Ich dachte, dass ich verrückt werden würde. Ich hatte den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein, es war schrecklich (...). Ich wusste nicht, dass ich eine Depression hatte. Ich wusste nichts über Depressionen.“

Dieses Zitat veranschaulicht die kulturellen Dimensionen im Erleben einer Depression. Die Migrantin aus Peru, die sehr religiös erzogen wurde, sucht nach Erklärungen für ihr plötzlich auftretendes Leiden. Wie weiter oben deutlich wurde, bettet die Biographin die Ursache der Depression in einen migrationsspezifischen Gesamtzusammenhang ein. Interessant ist, dass neben dem Erkennen sozialer Bedingungen ein weiterer subjektiver Erklärungsansatz in dieser Textpassage auftritt. Aus Sicht der Lateinamerikanerin sind die Gründe für Krankheit auch mit religiösen Konzepten verknüpft. In Selena Cruz' eigentheoretischem Erklärungsmodell zeigt sich, dass ihr seelisches Leiden als Plage des Teufels empfunden und die Veränderung ihres psychischen Zustands auf sein Einwirken zurückgeführt wird. Der Rekurs auf böse Kräfte als Ursache für psychisches Leiden könnte als eine Möglichkeit gedeutet werden, Ängste und

Machtlosigkeit in Bezug auf belastende Lebensbedingungen äussern zu können. Diese Deutung einer Leidenserfahrung zeigt sich auch beim Interview mit Leticia Domingo, ebenfalls aus Peru (vgl. Kapitel 10). Und beide Migrantinnen, die die psychische Erkrankung als magisch-religiöse Beeinflussung auffassen, sind gut Qualifizierte und der Mittelschicht Angehörige. Das weist darauf hin, dass die übernatürliche Betrachtungsweise des Einflusses des Teufels auf die Entstehung der Depression nicht mit Bildung oder sozioökonomischem Status im Herkunftsland in Zusammenhang steht.

Mit den Worten: „Ich hatte den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein“ beschreibt Selena Cruz ihre Erfahrung eines Getrenntseins vom Leben und von anderen Menschen. Mit ihrem Mann konnte sie nicht über ihr inneres Erleben sprechen. Er sei ein lieber Mann, aber er hätte sie nicht verstanden. Die Biographin beschreibt eine Verwirrung des Denkens, die möglicherweise durch ihre Angstgefühle verursacht wurde („Ich hatte eine totale Verwirrung in meinem Kopf mit all dem Stress“). Angst, durch die sie glaubte, sterben zu müssen, im Zusammengang mit Konzentrations- und Aufmerksamkeitsstörungen, charakteristisch für Depressionen, gepaart mit Verwirrung, könnten bei Selena Cruz ein Gefühl des „Verrücktwerdens“ ausgelöst haben. Sie stand unter grossem emotionalem Stress, da sie sich von ihrer Lebenssituation überfordert sah. In dieser Lebensphase sah Selena Cruz alle biographischen Entwürfe in Scherben vor sich liegen.

Die Migrantin aus Peru verdeutlicht mit der Annahme der Einwirkung des Teufels eine erlebte Ohnmacht im Krankheitsgeschehen. Die mehrmalige Wiederholung, keine Erklärung zu haben, zeigt, wie stark sie die Suche nach einer Ursache beschäftigte. Ihr Erklärungsmodell „Teufel“ passt nicht in den kulturellen Kontext, in dem Selena Cruz nun lebt und kann nicht von ihrem sozialen Umfeld geteilt werden. Gleichzeitig kann sie nicht auf das Erklärungsmodell „Depression“ zurückgreifen, da sie es in der Situation noch nicht kennt. Ihre Ängste und Befürchtungen erlebt sie als besonders belastend. Grosse Ratlosigkeit und innere Unruhe breiteten sich in ihr aus, ein Ereignis, dem sie ausgeliefert ist. Aus Angst, für verrückt gehalten zu werden, schweigt sie, zieht sich zunehmend sozial zurück und meidet jegliche Kontakte. Eine weitere Lesart wäre, dass Selena Cruz ihre Erkrankung auch als Folge einer potentiellen Schuld deutet und nun vom Teufel dafür bestraft wird. Dadurch verliert das Leiden der Erkrankten zumindest teilweise seinen sinnlosen und unheimlichen Charakter. Schweigen kann hier also auch als Reaktion auf Schuld interpretiert werden. Fehlendes Wissen über die „Alternative“ Depression als Erklärungsmodell sowie Angst vor Stigmatisierung lassen sich hier als weitere Schwierigkeiten im Umgang mit psychischen Erkrankungen rekonstruieren.

Die Angst vor dem Stigma – Angst, als verrückt zu gelten

In der biographischen Erzählung zeigt sich, dass Selena Cruz sich niedergeschlagen, freudlos und antriebslos fühlte. Darüber hinaus war ihr Konzentrationsvermögen eingeschränkt. Sie schilderte Benommenheitsgefühle und gab an, unter Einschlafstörungen zu leiden. Sie klagte über andauernde Angstzustände, Herzrasen und Zittern am ganzen Körper. Sie hatte das Gefühl, am Ende ihrer Kräfte zu sein. Aufgrund ihres religiös geprägten Erklärungsmusters erkannte die migrierte Frau aus Peru selber nicht, dass sie an einer Depression erkrankt war. Die Analyse der Erzählung zeigt, dass Selena Cruz nicht nur unter den vielfältigen Symptomen einer Depression leidet, sondern auch die externalisierende Vorstellung von der Krankheitsentstehung gros-

ses Leiden erzeugt. Nicht zu wissen, was mit einem los ist, erzeugt ein erhebliches Leiden, das auch von anderen Migrantinnen geteilt wurde. Hinzu kommt im Fall von Selena Cruz die Unfähigkeit, psychisches Leid verbal zu äussern, was dazu führte, dass die Depression erst spät erkannt wurde. Doch soll hier nicht der Eindruck entstehen, dass einzig die Diagnose „Depression“ das „richtige“ Erklärungsmodell für die beschriebenen Symptome ist und andere Erklärungsmodelle, die nicht dem schulmedizinischen psychiatrischen Klassifikationssystem entsprechen, falsch wären. Vielmehr soll deutlich werden, dass es verschiedene Konzepte und Erklärungen von Krankheit und Krankheitsursachen gibt und eine Erkrankung auf unterschiedliche Weise interpretiert werden kann.

Laut dem Psychiater Graham Thornicroft (2008: 14-15) stellen bei der Suche nach professioneller Hilfe bei psychischen Problemen internalisierte Vorurteile ein Hindernis dar. Eine weitere Hemmschwelle, eine psychiatrisch-psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, ist die Erwartung von Diskriminierung und Stigmatisierung, weshalb psychisch Erkrankte oft erst spät professionelle Hilfe einholen. Unwissenheit über Depressionen, Unkenntnis über Behandlungsmöglichkeiten und Angst vor Stigmatisierung stellen eine wichtige Hürde dar, die eine negative Auswirkung auf die Inanspruchnahme von Angeboten hat und die Teilnahme an Behandlungen hindert. Selena Cruz denkt zunächst an das ihr kulturell vertraute Erklärungsmodell: übernatürliche Kräfte wirken als Krankheitsursache. Möglicherweise hätte ihr Umfeld in Peru auch entsprechend reagiert und sie hätte dort eine angemessene „Behandlung“ bekommen, beispielsweise in Form einer Teufelsaustreibung. Im Migrationskontext kommt also erschwerend dazu, dass Kenntnisse zu Erklärungsmodellen und davon abgeleitete Behandlungswege, wie sie im Aufnahmeland existieren, noch weniger bekannt sind als in der Bevölkerung überhaupt. Es lässt sich hier rekapitulierend festhalten, dass Depression im biomedizinischen Kontext keinesfalls eine alleingültige Erklärung ist, sondern sie wird wie im Fall von Selena Cruz mit anderen Narrativen von übernatürlichen Kräften verwoben.

Schauen wir uns im Folgenden an, welchen Weg Selena Cruz im Umgang mit der Erkrankung an einer Depression findet. Aufgrund geringer Kenntnisse über das Gesundheitswesen war Selena Cruz nicht bekannt, wo sie Hilfe einholen und durch wen sie Unterstützung erhalten könne („Ich wusste nicht, was ich machen sollte oder an wen ich mich wenden könnte“). Der Psychiater und Medizinethnologe Arthur Kleinman (1980) hält fest, dass eigentheoretische Erklärungsmodelle vom Kranksein und alltägliche Bewältigungsstrategien massgeblich das Gesundheitshandeln beeinflussen. Im Umgang mit ihrem psychischen und physischen Unwohlsein nahm sie als erstes Kontakt mit ihrem Hausarzt auf. „Ich war es mir nicht gewohnt, zum Arzt zu gehen“, merkt sie an. Selena Cruz glaubte, mit niemandem über ihr Erleben und ihre Ängste reden zu können und schämte sich. In ihrem subjektiven Krankheitsverständnis zeigt sich ihre Befürchtung, der Teufel könne die Hand im Spiel haben. Aus Angst, als verrückt zu gelten, fiel es ihr schwer, mit ihrem Arzt über ihren psychischen Gesundheitszustand zu sprechen. Wie oben bereits ausgeführt zeigt sich, dass subjektive, soziokulturell und religiös geprägte Erklärungsmodelle im Erleben einer Depression bedeutsam sind. Hinzu kamen sprachliche Barrieren, die die Verständigung und den Beziehungsaufbau mit dem Arzt erschwerten. Ihre Angst vor Unverständnis führte dazu, dass sie schwieg. Daher stellte Selena Cruz beim Hausarzt ihre physischen Beschwerden in den Vordergrund und der Arzt fehlinterpretierte ihre somatischen

Symptome zunächst, weil die affektiven Hauptmerkmale einer Depression überdeckt waren. Das führte zu einer Nicht-Behandlung ihres psychischen Leidens. Nach einer Odyssee von Facharzt zu Facharzt gibt die Biographin enttäuscht ihre Hoffnung auf Genesung auf. Ihr Hilfesuchverhalten zeigt, dass ein Nichterkennen und Nichtbehandeln von Depression eine übermässige Inanspruchnahme der Gesundheitsversorgung nach sich ziehen kann.

Selena Cruz: „Ich bin nicht verrückt. Ich gehe nicht da hin.“

Selena Cruz' Zustand verschlechterte sich mehr und mehr. Bei der Suche nach Hilfe für ihr Leid fand sie erneut den Weg zu ihrem Hausarzt. Sie hatte das unbedingte Bedürfnis, eine Krankheitsursache bzw. Krankheitserklärung zu finden:

„Der Arzt fragte mich, ob ich Probleme zuhause habe, also, mit meinem Ehemann. ‚Nein‘, sagte ich, ‚aber mir geht es nicht gut, Doktor.‘ Ich hatte grosse Angst, ihm etwas zu sagen. Ich konnte ihm nichts sagen (...). Ich wusste nicht, wie ich ihm erklären sollte, wie es mir ging (...). Ich ging oft in die Kirche, aber ich konnte auch nicht mit einem Priester reden. Ich weiss nicht warum. Ich denke (...) es gab einen Priester aus Afrika, er sprach so schnell und ich verstand fast nichts (...) und als ich beichten wollte, fühlte ich mich verschlossen, ich konnte nicht reden. Meine Hände schwitzten, ich hatte so Angst, ich schämte mich (...). Ich rannte aus der Kirche raus. Ich hörte Stimmen, als ich heimging, aber ich war selber am Reden. Was ist los, dachte ich. Ich wusste nicht, was mit mir los war (...). Als es mir sehr schlecht ging und ich nicht verstand, was mit mir passierte, hatte ich Angst, verrückt zu werden. Ich wusste damals nicht, was eine Depression war. Ich kannte den Begriff Depression gar nicht. Ich dachte, ich sei verrückt. Und in meiner Gesellschaft bedeutet verrückt sein, dass du dumm bist, dass du nicht nützlich bist und am Rande der Gesellschaft lebst und sie dich nicht mehr berücksichtigen. Das bedeutet, verrückt sein. Aber das Wort verrückt wird oftmals inflationär benutzt. Verrückt sein heisst wirklich den Verstand zu verlieren, weg zu sein oder am Rande der Gesellschaft zu leben. Depressionen waren mir unbekannt, es fehlten Informationen dazu. In Peru benutzt man den Begriff ‚nervios‘ (Nerven). Das Wort Depression wird kaum verwendet. Man spricht in Peru auch von ‚estres‘ (Stress). Mein Hausarzt sagte dann: ‚Falls es Ihnen nicht gut geht, können Sie mit mir darüber sprechen. Es ist wichtig, dass ich verstehe, wie Sie sich fühlen.‘ Aber als er anfang von einem Psychiater zu sprechen, dass es Psychologen gibt und man vieles heilen kann, hatte ich das Gefühl, dass der Arzt mir sagen würde, dass ich verrückt sei. Für mich war ein Psychiater jemand, der die Verrückten heilt und ich sagte ihm: ‚Ich bin nicht verrückt. Ich gehe nicht da hin.‘ Weisst du, wir lateinamerikanische Frauen gehen nicht zum Psychiater oder Psychologen. Und wenn du eine Psychotherapie machst, dann ist es wie bei der Hypnose, oder? Dass sie dich hypnotisieren und dir Sachen sagen (...).“

Die Textpassage verdeutlicht zwei Leidenserfahrungen: zum einen das Leiden, nicht zu wissen, was mit einem geschieht, zum anderen das Leiden, für psychisch krank erklärt zu werden. Da Selena Cruz ihr Leiden nicht einordnen kann, kann sie die Krankheit nicht in das eigene Selbstbild übernehmen. Daran zeigt sich das starke Stigma, das psychischen Erkrankungen anhaftet, und wie es sich auf den Umgang mit der Depression auswirkt. Es fällt Selena Cruz sehr schwer, über sich zu sprechen. Sie zeigt sich verschlossen und in sich gekehrt. Die Biographin fürchtet sich davor als

„Verrückte“ abgestempelt zu werden. Sie hat Angst, von ihrem Ehemann, ihren Familienmitgliedern und dem sozialen Umfeld abgelehnt, diskreditiert, verurteilt und ausgegrenzt zu werden. Sie befürchtet Distanzierung und Benachteiligung nicht nur im privaten Bereich, sondern auch am Arbeitsplatz. Die Angst, im täglichen Leben vom engen sozialen Umfeld und von der lateinamerikanischen Community stigmatisiert und sozial marginalisiert zu werden, ist eine zusätzliche Belastung für die an Depression erkrankte Migrantin. Das Schweigen aus der Sicht der Betroffenen dient somit dem Selbstschutz und hindert sie sogar daran, sich gegenüber ihrem Hausarzt zu öffnen. Das Nicht-Sprechen über ihr psychisches Leiden ist also auf das mit psychischen Erkrankungen assoziierte Stigma zurückzuführen. Selena Cruz befand sich in einem Zustand, in dem sie sich planlos und getrieben fühlte. Ihr Leid war für sie kaum noch erträglich. Sie befürchtete, den Verstand zu verlieren. Die Folge war ein Orientierungszusammenbruch, durch den sie sich kaum noch als handlungsfähig erlebte. Der Soziologe Gerhard Riemann (1987: 500) bezeichnet diesen Prozess als ein „Sich-selbst-gegenüber-fremd-Werdens“.

Die Reaktion auf die Diagnose „Depression“ dokumentiert, wie Selena Cruz aus Peru ihr Leid subjektiv erlebt. Als der Hausarzt erkannte, dass die Biographin von einer Depression betroffen war, legte er ihr das Aufsuchen einer psychiatrischen bzw. psychotherapeutischen Fachperson nahe. Die nun endlich getroffene Diagnose erwies sich aber als nachteilig: Selena Cruz deutete das ärztliche Anraten, zu einem Psychiater zu gehen, als Beweis dafür, verrückt zu sein und fühlte sich stigmatisiert. Ihre eigene Krankheitserklärung, die religiöse Aspekte umfasste, stand im Widerspruch zur biomedizinischen Diagnose Depression, und dieser beeinflusste die Behandlung der psychischen Erkrankung. Selena Cruz kannte die Krankheit Depression nicht. Aus der Sicht der Biographin sind PsychiaterInnen und PsychologInnen sowie psychisch Kranksein unmittelbar mit dem Thema „Verrücktsein“ verbunden und so distanzierte sie sich deutlich gegenüber dieser Erkrankung. Das Stigma, das psychischen Erkrankungen anhaftet, war der Grund dafür, dass Selena Cruz eine psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung nicht in Anspruch nehmen wollte. So erging es auch weiteren Migrantinnen dieser Studie.

Die Inanspruchnahme psychotherapeutischer Behandlung ist Selena Cruz fremd. Alleine schon das Sprechen darüber ist schambesetzt. Scham ist somit eine weitere Hürde, sich jemandem anzuvertrauen. Psychotherapeutische Behandlung entspricht aus der Sicht der Peruanerin nicht dem üblichen Vorgehen in Lateinamerika („wir lateinamerikanischen Frauen gehen nicht zum Psychiater oder Psychologen“); eine Aussage, die von mehreren Migrantinnen geteilt wurde. Andere Erklärungsmodelle von psychischen Krankheiten haben einen Einfluss auf das Therapieverhalten. So zeigt sich auch in der Fallrekonstruktion von Amalia Torres und in der Erzählung von Sol Alvarez deutlich, dass in Venezuela im Fall einer psychischen Erkrankung eher nicht-psychiatrische Einrichtungen aufgesucht werden. Somit existieren in Lateinamerika neben der formellen psychischen Gesundheitsversorgung im Umgang mit Depression zahlreiche nicht-formalisierte Behandlungsmethoden.

Aus der Erzählung geht hervor, dass es dem Hausarzt nicht gelang, zu Selena Cruz vorzudringen. Sie wurde mit einer bisher ungehörten Bezeichnung sowie mit einer neuen, fernab ihrer Vorstellungen zu verortenden Erklärung für ihren Gesundheitszustand konfrontiert. Die Biographin erkannte zum damaligen Zeitpunkt nicht, dass eine Depression eine psychische Krankheit ist, konnte diese nicht akzeptieren und

so blieb die Depression bis auf die Einnahme von Johanniskraut unbehandelt. In der rückblickenden Bilanzierung ihrer Biographie beschreibt Selena Cruz die Depression als die schlimmste Erfahrung in ihrem Leben. Insgesamt dauerte ihre Leidenserfahrung drei Jahre. Aus ihrer Sicht als lateinamerikanischer Migrantin ist eine Psychotherapie vergleichbar mit einer Hypnose. Das weist auf ihre Ängste hin, dass eine psychotherapeutische Behandlung manipulativ sei, von Scharlatanen durchgeführt werde und quasi einer Gehirnwäsche gleichkäme. Solche Vorstellungen beruhen auf Unwissenheit und Unkenntnis der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung.

Zwei Jahre nach dem ersten Interview

Als ich Selena Cruz zwei Jahre später für ein weiterführendes Interview erneut in einem Café in ihrer Stadt traf, erzählte sie mir, ihr ginge es seit unserem ersten Treffen viel besser. Insgesamt fanden drei Interviews im Jahr 2013 statt und zwei weitere folgten im Jahr 2015. Nach unseren Gesprächen war sie motiviert, Unterstützung aufzusuchen. In ihrer Erzählung sind Bearbeitungs- und Behandlungsversuche erkennbar. Sie unternahm verschiedene Initiativen, um ihr Leiden zu lindern. An dieser Stelle möchte ich nochmals auf die Gründe eingehen, warum die Frau aus Peru daran interessiert war, ein Interview zu führen, da es in ihrem Fall bedeutsam im Umgang mit der Depression ist (vgl. Kapitel 4). Selena Cruz meldete sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Aufmerksam wurde sie auf meine Forschung über Depression im Kontext von Migration über eine E-Mail mit meinem Interviewaufruf auf Spanisch, den eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft in Umlauf brachte. Nach einem telefonischen Vorgespräch verabredeten wir uns in einem Café in ihrem Wohnort zu einem persönlichen Treffen. Das erste Gespräch fand ohne Aufnahmegerät statt, was sehr wichtig für die Vertrauensbildung war.⁴ Selena Cruz begann, mir ihre biographischen Erfahrungen zu erzählen. Sie gewährte mir Einblicke in äusserst intime Lebensbereiche. Die Biographin vertraute mir an, dass sie bislang mit niemandem über ihre Ängste, der Teufel könne sein Spiel mit ihr treiben und für die Depression verantwortlich sein, gesprochen habe. Zu gross war ihre Angst, als verrückt betrachtet zu werden. Auffallend ist, dass für alle drei Migrantinnen, die von sich aus mit mir Kontakt aufnahmen, das Interview eine Gelegenheit darstellte, erstmalig über sich, ihre Probleme und ihre Erfahrungen zu sprechen. Dies wird im Fall von Selena Cruz (aus Peru, 47 Jahre, lebt seit 16 Jahren in der Schweiz), Miranda Lopez (aus Guatemala, 43 Jahre, lebt seit 10 Jahren in der Schweiz) und Alma Ruiz (aus Argentinien, 52 Jahre, lebt seit 23 Jahren in der Schweiz) deutlich. Während des Gesprächs gelang es ihnen, sich mir gegenüber zu öffnen. Auch Flor Martinez (aus Kolumbien, 42 Jahre, lebt seit 20 Jahren in der Schweiz), Rosita Diaz (aus Kolumbien, 54 Jahre, lebt seit knapp einem Jahren in der Schweiz) und Leticia Domingo (aus Peru, 60 Jahre, lebt seit 22 Jahren in der Schweiz) erzählen, bis dato mit wenigen Personen über ihre migrationsspezifischen Leidenserfahrungen gesprochen zu haben. Auf die heilende Wirkung von Erzählungen habe ich schon verwiesen (Rosenthal 1987; Lucius-Hoene 1995). Die Thematisierung von erlittenem Schmerz eröffnet den befragten Migrantinnen die Möglichkeit, die Leidenserfahrungen als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte zu übernehmen und

4 Alle bisherigen Zitate von Selena Cruz stammen aus dem zweiten Gespräch, das mit einem Tonbandgerät aufgenommen wurde, im Jahr 2013.

anzunehmen. Das autobiographische Erzählen stellt für die befragten Migrantinnen die seltene Gelegenheit dar, sich mit lebensgeschichtlichen Themen aktiv auseinander zu setzen. Dabei kann bisher Unausgesprochenes und Unausprechliches als Teil der eigenen Wirklichkeit anerkannt und in die eigene Lebensgeschichte integriert werden, was eine Voraussetzung für weitere Verarbeitungsprozesse ist.

Dass es Selena Cruz gelingt, Angst, Scham und Hemmungen zu überwinden, um über persönliche Themen mit mir zu sprechen, zeigt ihr grosses Vertrauen mir gegenüber. Das biographische Thema Depression im Kontext von Migration berührt sehr intime und heikle Bereiche im Leben der Frauen aus Lateinamerika. Vertrauen ist in allen Interviews ein zentrales Element für die Untersuchung dieses Forschungsthemas. Einer unbekannten Forscherin zu vertrauen, setzt voraus, dass diese allen Interviewpartnerinnen aktiv zuhört und ihnen mit Verständnis, Empathie und Wertschätzung begegnet. Gleichzeitig wurde in Selena Cruz' Fall deutlich, dass sich ihr Nicht-Sprechen als Schutz vor Stigmatisierungen, „psychisch krank“ oder „verrückt“, deuten lässt. Selena Cruz fürchtet sich sehr vor sozialer Ausgrenzung und Ablehnung aufgrund ihrer psychischen Erkrankung. Daraus lässt sich schliessen, dass ihr seelisches Leiden nicht nur in einem Krankheitsverständnis mit religiösen und magischen Elementen, sondern auch in einem gesellschaftlichen Kontext zu verorten und verstehen ist.

Mir fiel während unserer drei Gespräche im Jahr 2013 auf, dass sie immer wieder betonte, Lateinamerikanerinnen suchten keine psychiatrisch-psychotherapeutischen Fachpersonen auf. Gleichwohl stellte sie viele Fragen zu der Erkrankung Depression. Selena Cruz zeigte ein vitales Interesse, mehr über die psychische Krankheit erfahren zu wollen. Sie wirkte wissbegierig. Ich gab ihr bereitwillig Auskunft und sprach offen über das Thema Depression. Mir war bewusst, dass, je mehr eine Person über Wissen bezüglich Depressionen verfügt, sie umso besser mit der Erkrankung umgehen kann. Als ich Selena Cruz zwei Jahre später für ein weiteres Interview traf, sagte sie mir, unsere Gespräche hätten ihr gut getan. Die Peruanerin hatte befriedigende Antworten auf ihre Fragen erhalten. Es habe ihr z.B. geholfen zu erfahren, dass Depressionen in der Regel behandelbar seien, oder dass in der Schweiz jede fünfte Person einmal in ihrem Leben an einer Depression erkrankte, denn: „Das zu wissen, half mir, weil ich dachte, ich sei die Einzige mit so etwas. Das gab mir Vertrauen. Deine Informationen zu Depressionen halfen mir sehr. Ausserdem half mir, dass ich auf Spanisch mit dir reden konnte. Heute würde ich eine Psychotherapie machen, da ich besser informiert bin.“ Ihre Aussage verdeutlicht die Relevanz von Informationsvermittlung, Sensibilisierung und Entstigmatisierung des Themas Depression. Dazu zählt die Aufklärung über Symptome, über migrationsassoziierte Gesundheitsrisiken und über Therapiemöglichkeiten. An dieser Stelle kann nicht unerwähnt bleiben, dass es mir bei unseren Gesprächen nach dem Interview nicht darum ging, Selena Cruz' subjektive Erklärungsmodelle als Aberglaube und nicht mit der Moderne übereinstimmend zu degradieren. Ich hatte vielmehr die Absicht aufzuzeigen, eine Depression sei behandelbar. Zudem war es mein Anliegen Selena Cruz deutlich zu machen, nicht auf sich alleine gestellt sein zu müssen im Umgang mit persistierender Traurigkeit, Niedergestimmtheit und Antriebslosigkeit. Aus meiner beruflichen Erfahrung kann ich

festhalten, dass Informationen über Depressionen oft als eine heilsame Erleichterung wahrgenommen werden.⁵

Selena Cruz berichtet weiter, sich nach unseren Gesprächen einer Freundin aus Chile anvertraut zu haben, die Psychologin ist. In der Schweiz arbeitet diese als Coach und lebt in der gleichen Stadt wie Selena Cruz. Darüber hinaus betont die Biographin, die chilenische Psychologin sei Atheistin. Sie mache mit dieser Freundin keine Therapie, allerdings führe sie mit ihr klärende Gespräche über ihre religiösen Vorstellungen im Zusammenhang einer Depression:

„Ich erzählte ihr von meinen Ängsten, die ich dir bereits erzählt habe [Angst, der Teufel treibe sein Spiel mit ihr, Anm. d. A.] und sie sagte zu mir: ‚Selena, sagst du nicht, dass Jesus das Leben ist?‘ Und das traf mich direkt im Herz. Klar, wir möchten, dass Gott Leben ist. Warum suche ich einen anderen Grund? Warum suche ich weiss Gott was, er ist da. Es beruhigte mich, zu wissen, dass Gott bei mir war, dass er in meinen Werten, in meinen Sachen ist. Gott beschützt mich. Ich lernte dabei, dass ich mehr lieben soll. Alle Antworten sind in der Liebe enthalten. Manchmal braucht man ein paar Worte, wie von dir oder von einer Freundin, da macht es Klick im Kopf.“⁶

In dieser Kommunikation entstehen neue Erklärungsmodelle, die sich auf den Umgang mit einer Depression auswirken. Selena Cruz begann, sich mit ihren biographischen Erfahrungen auseinanderzusetzen, und griff zusätzlich auf Bücher, Zeitschriften und Informationen im Internet über Depressionen zurück. Das Aneignen von Wissen über Depression lässt sich als Bewältigungsstrategie rekonstruieren. Das Sammeln von Informationen, das offene Sprechen über die psychische Erkrankung und das Auseinandersetzen mit dem Thema Depression vermittelten Selena Cruz eine andere Sicht auf die psychische Erkrankung, was eine neue Wertung der stigmatisierenden Zuschreibungen von Depressionen ermöglichte. Sie erzählt, dass sie zur Behandlung der Depression die alternative Medizin wählte. Dabei habe ihr die traditionelle chinesische Medizin sehr geholfen. Zusätzlich empfand sie körperliche Bewegung als wohltuend: „Ich begann, Sport zu machen, und ich fing an, mich um mich selbst zu kümmern. Ich tat mir was Gutes wie Massagen und Sauna“, berichtet sie. Schliesslich betont sie, während der Depression sei ihr Glaube für sie eine grosse Hilfe

5 Ausgehend von meiner Doktorarbeit konnte ich im Jahr 2012 das Projekt „Prosalute. Wissen ist Gesundheit: Informationen zu Depression für Migrantinnen und Migranten in Basel-Stadt“ initiieren, entwickeln und umsetzen. Als Projektleiterin verfolge ich in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt das Ziel, MigrantInnen in verschiedenen Sprachen zum Thema Depression zu informieren und zu sensibilisieren. Darüber hinaus biete ich konkrete Informationen an, an wen sich Betroffene oder Angehörige von Betroffenen wenden und wo sie professionelle Hilfe in Anspruch nehmen können. MigrantInnen sollen sich so angeregt fühlen, im Krankheitsfall Fachpersonen aufzusuchen. Eine wichtige Botschaft ist dabei, dass eine Depression behandelbar ist. Durch einen offenen Umgang mit Depressionen soll bewirkt werden, dass die psychische Krankheit nicht als Charakterschwäche ausgelegt wird und zugleich Scham- und Schuldgefühle sowie Leugnung im Zusammenhang mit einer Depression reduziert werden können. Des Weiteren soll eine Enttabuisierung und Entstigmatisierung von Depressionen erzielt werden. Das Projekt Prosalute ist insgesamt auf die Förderung gesundheitlicher Chancengleichheit von MigrantInnen ausgerichtet.

6 Dieses Zitat stammt aus dem Gespräch im Jahr 2015, als Selena Cruz bereits Ansätze von Be- und Verarbeitung ihrer Erkrankung zeigte.

gewesen. Der Glaube wird somit auch in dieser Erzählung als zentrale Ressource in der Krankheitsverarbeitung beschrieben. Hilfreich empfand sie auch die emotionale Unterstützung ihres Ehemannes in dieser Phase.

Als ich sie zwei Jahre später wieder interviewte, arbeitete Selena Cruz neben ihrer Berufstätigkeit als Reinigungskraft zusätzlich in einer 30 %-Anstellung als Verkäuferin in einem Textilgeschäft. Die Biographin berichtete, dass die Arbeit mit Stoffen, Fäden und Nähadeln sie an ihr Leben in Peru erinnerte, ihre Arbeit in der Textilfabrik ihrer Eltern in Lima. Die zusätzliche Teilzeitarbeit ermöglichte ihr die finanzielle Sicherung ihres Lebens, was sich positiv auf ihr Wohlbefinden auswirkte: „Ich merke, dass mir diese neue Arbeit viel Sicherheit gegeben hat, weil ich jetzt etwas mehr Geld habe, weisst du, Amina? Ausserdem fühle ich mich als Verkäuferin von den Kunden wertgeschätzt. Das ist eine sehr schöne Erfahrung. Das hat mir Selbstvertrauen gegeben.“

9.4 Berufliche Degradierung und Wunsch nach Anerkennung

Nach den ausführlich dargestellten Erfahrungen von beruflicher Degradierung von Serena Cruz möchte ich nachfolgend auf weitere Fälle eingehen. Kehren wir zu den migrationsbiographischen Berufsausschlusserfahrungen von Miranda Lopez, 43 Jahre alt, aus Guatemala-Stadt, Guatemala, die wir bereits kennengelernt haben, zurück. Die Biographin, die in ihrem Herkunftsland als Kauffrau in der öffentlichen Verwaltung angestellt war, arbeitete nach der Migration zunächst als Reinigungskraft in Büros. Später fand sie eine Teilzeitanstellung im Privathaushalt einer betagten Schweizerin. Sie führte dabei neben hauswirtschaftlichen teilweise auch betreuende Tätigkeiten in Form von Care-Arbeit aus. Mit der Zeit arbeitete sie zusätzlich für mehrere Angehörige derselben Familie in unterschiedlichen Haushalten als private Reinigungskraft und Babysitter. Die Biographin lebt zusammen mit ihrem Mann und ihrer 19-jährigen Tochter, die eine Berufsausbildung absolviert, in einer kleinen Stadt, während ihr erwachsener Sohn in Guatemala geblieben ist. Zum Zeitpunkt des Interviews befand sich die migrierte Frau in einer finanziell angespannten Lage. Die Einkommenssituation der Familie hatte sich erheblich verschlechtert, als ihrem 52-jährigen Ehemann nach langjähriger Mitarbeit in einer Firma gekündigt wurde.

Miranda Lopez macht in der folgenden Sequenz ebenfalls deutlich, dass sie unter der biographischen Erfahrung einer sozialen und beruflichen Degradierung leidet, die mit einer existentiellen Unsicherheit, einem Verlust der Lebensperspektive einhergeht:

„Aber was für einen Sinn macht das Kämpfen in der Migration? Ich fühle mich schuldig, ich fühle mich niedergeschlagen, ich fühle mich traurig. Es ist, als ob ich nicht vorankomme (...). Ich möchte aber jemand sein. Ich möchte etwas erreichen. Ich will nicht mein Leben lang eine Putzfrau sein. Auch wenn diese Arbeit sehr ehrenvoll ist, möchte ich etwas Anderes machen. Aber nur dank dieser Arbeit kann ich in diesem Land überleben. Ich versuche die Traurigkeit und den Schmerz zu vergessen. Aber wenn du dich bemühest, dich zu integrieren, arbeiten gehst und immer Geldprobleme hast, dann hast du keine Kraft mehr für andere Dinge.“

Im ersten Satz wird die enge Verflechtung von belastenden migrationsspezifischen Erlebnissen und psychischem Wohlbefinden deutlich. Die Biographin leidet unter den beschränkten beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten. Die Enttäuschung und Entmutigung über ihre als belastend empfundene Arbeitssituation dominiert das Lebensgefühl in der Migration. Ähnlich wie Amalia Torres und Leonor Castro aus den Fall-darstellungen (vgl. Kapitel 5 und 6) und wie auch bei weiteren Migrantinnen aus der Untersuchung zu sehen ist, ringt die Biographin mit dem Umstand, dass ihre Ausbildung und Berufserfahrungen in der Schweiz nicht anerkannt werden. Wie aus den biographischen Erzählungen rekonstruiert werden kann, gelingt es den befragten Frauen nur schwer, biographische Arbeit betreffend beruflicher Ausschluss- bzw. beruflicher Abstiegs Erfahrung in der Migration zu leisten.

Die Dequalifikation ist in Miranda Lopez' Leben gleichzeitig mit ökonomischen Konsequenzen verbunden. Hinzu kommt, dass ihr Ehemann mit 52 Jahren arbeitslos wurde. Sie verspürt einen hohen Leidensdruck infolge der materiellen Existenzunsicherheit, wie die Analyse des gesamten Interviews zeigt. Aufgrund zahlreicher sozialer, ökonomischer und psychischer Belastungen erlebt Miranda Lopez das Migrationsleben als eine grosse Anstrengung mit scheinbar unüberwindbaren Hürden. Die subjektiv wahrgenommene Aussichtslosigkeit, diesen „Kampf“, wie sie selber sagt, zu gewinnen, lässt sie resignieren.

Die Aussage „ich möchte aber jemand sein“ dokumentiert ihr emotionales Bedürfnis, als Mensch wahrgenommen und geachtet zu werden. Aufgrund der beruflichen Abwertung – so scheint es – fühlt sie sich auch menschlich entwertet, eine massiv negative Erfahrung. Sie leidet unter dem beruflichen und sozialen Statusverlust. Auch wenn sie ihre Arbeit selber wertschätzt, beeinträchtigt die weitverbreitete Geringschätzung gegenüber der Tätigkeit einer Reinigungskraft ihren Selbstwert. In Kombination mit Alltagsrassismus, dem sie zusätzlich ausgesetzt ist, wie wir weiter oben sehen konnten, liegt es nahe, dass sie anfängt, sich weniger wertvoll als die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft zu fühlen.

Insgesamt wird in dieser Passage deutlich, dass ihre Berufssituation als Reinigungskraft eine starke Sehnsucht nach beruflicher, gesellschaftlicher, aber auch menschlicher Wertschätzung hervorruft. Dieser Wunsch lässt sich im Sinne des Sozialphilosophen Axel Honneth (1992) als „Kampf um Anerkennung“ bezeichnen. Die Problematik von Dequalifikation verlagert die Biographin auf die individuelle Ebene. Sie scheint die berufliche Deklassierung und das Nicht-Erreichen neuer Berufsziele als selbstverschuldet zu betrachten („Ich fühle mich schuldig“). Gleichzeitig können ihre Schuldgefühle auch im Kontext des Zurücklassens ihres erwachsenen Sohnes und ihrer Mutter verstanden werden.

Die berufliche Degradierung ist für Miranda Lopez sowie für viele Studienteilnehmerinnen ein einschneidendes Erlebnis in ihrer Migrationsbiographie. Es gelingt der Biographin nicht, ihre berufliche und sozioökonomische Position zu verbessern oder den Status quo wie im Herkunftsland aufrechtzuerhalten. Die massive psychische Belastung aufgrund der Erfahrung beruflicher Abwertung und des Verlusts beruflicher Identität bringt die Guatemaltekin mit den Worten „ich fühle mich niedergeschlagen, ich fühle mich traurig“ klar zum Ausdruck.

9.5 Aus- und Weiterbildung als Strategie im Umgang mit Arbeitsmarktexklusion und Dequalifizierung

Als Strategie, um besseren Zugang zu einem attraktiveren Beruf zu finden, wählen mehrere Migrantinnen aus dem Sample eine berufliche Umorientierung oder Umschulung. Die Aneignung einer formellen Schweizer Qualifikation im Rahmen einer anerkannten beruflichen Ausbildung oder eines zusätzlichen Studiums an einer Universität erkennen sie als wichtigen Schlüssel für die Arbeitsmarktpartizipation. Eine neue Ausbildung lässt sich auch als ein Versuch deuten, sich im Zusammenhang mit beruflichen Ausschlusserfahrungen aus der Position des Ausgeliefertseins zu lösen.

Sowohl Miranda Lopez wie auch zahlreiche andere qualifizierte Migrantinnen des Samples entwickeln individuelle Strategien im Umgang mit Erfahrungen beruflichen Ausschlusses und Degradierung. Sechs Frauen aus Lateinamerika kommen im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit der Frage, wie sie eine ihrem Bildungsstand und ihren Berufserfahrungen entsprechende Arbeit finden können, zur Einschätzung, dass ein zusätzliches Studium oder eine zweite berufliche Ausbildung in der Schweiz der geeignete Weg ist. Einige Frauen schliessen gleich mehrere neue Ausbildungen im Tertiärbereich ab. Drei migrierte Frauen machen zusätzlich ein unentgeltliches Praktikum, bei dem sie ihre Qualifikation und ihre Ressourcen einbringen können. Einige Frauen leisten freiwillige Arbeit, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen. Helena del Toro, Chilenin und Schweizer Staatsbürgerin, die in Wohlstand lebt, engagiert sich ehrenamtlich für soziale Projekte, um soziale Kontakte zu pflegen und um nicht alleine zuhause zu bleiben. In vielen biographischen Schilderungen wird deutlich, dass Migrantinnen aus Lateinamerika im freiwilligen Engagement eine Möglichkeit sehen, einer Isolation oder Vereinsamung entgegenzuwirken. Gleichzeitig kann Freiwilligenarbeit das Sozialkapital erhöhen. Unentgeltliche Arbeit ist jedoch nicht migrationspezifisch, sondern auch Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft greifen auf diese Strategien zurück, um einen erleichterten Einstieg in die Arbeitswelt zu finden. Neben freiwilligem Engagement leisteten einige Migrantinnen unentgeltliche Arbeit, in der Hoffnung, anschliessend angestellt zu werden. Nur einer Frau, Catalina Morales aus Mexiko, gelingt es, allerdings nach einem unbezahlten Praktikum, ihre Kompetenzen und ihr Wissen in eine qualifizierte Erwerbsarbeit als Heilpädagogin einzubringen.

Miranda Lopez' Sicht von Barrieren und Schwierigkeiten: „Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin?“

Wie sehen die beruflichen Qualifikationsstrategien im Detail aus? Welche Aus- und Weiterbildungen werden gewählt? Nehmen wir als Beispiel Miranda Lopez, die wir bereits kennengelernt haben. Die 43-jährige migrierte Frau war in ihrem Herkunftsland als Assistentin in der öffentlichen Verwaltung in der Hauptstadt Guatemalas, Guatemala-Stadt, tätig. Wie schon erwähnt, lebte sie vier Jahre als undokumentierte Lateinamerikanerin in der Deutschschweiz. Nach ihrer Heirat mit einem kolumbianischen Mann erhält sie zunächst eine B-Aufenthaltsbewilligung. Als ich sie interviewe, besitzt sie eine C-Niederlassungsbewilligung. Als Strategie, der Perspektivlosigkeit zu entkommen, und in Folge der Nichtanerkennung ihres Bildungsabschlusses und ihrer Berufserfahrungen im Herkunftsland – was eine unterqualifizierte Erwerbsarbeit bewirkte – macht Miranda Lopez eine einjährige Ausbildung als Kosmetikerin. Der

Umstand, dass sie sich Ende ihres dritten Lebensjahrzehnts beruflich umorientiert, beweist ihre hohe Flexibilität, sich einer neuen Arbeit zu öffnen. Sie verfügt über innere Ressourcen, um sich dieser Herausforderung zu stellen und greift auf Kraft, Motivation und Entschlossenheit zurück, wodurch sie selbst in ökonomisch krisenhaften Situationen in der Lage ist, neue Berufspläne zu entwickeln und einen neuen Beruf zu erlernen. Das folgende Zitat zeigt, dass sich die Biographin als Nicht-EU-Angehörige beim Arbeitsmarktzugang benachteiligt fühlt:

„Ich nahm einen Kredit auf und absolvierte hier eine Ausbildung als Kosmetikerin. Jetzt finde ich keine Arbeit auf diesem Beruf, weil mir die Berufserfahrung fehlt. Früher fand ich keine Arbeit, weil ich keine legalen Dokumente hatte, dann weil ich die Sprache nicht beherrschte oder kein anerkanntes Diplom hatte. Jetzt habe ich die Aufenthaltspapiere, ich kann einigermaßen die Sprache, ich habe einen Schweizer Abschluss, aber ich habe keine Berufserfahrung. Ich stosse immer wieder auf Hindernisse. Es gibt immer etwas, das fehlt. Ich werde nun ein Jahr lang gratis als Kosmetikerin arbeiten, um Berufserfahrung zu sammeln. Aber was kommt danach? Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin? Was wird in der Zukunft sein? Du merkst schnell, dass (...), dass keine Zugehörigkeit existiert. Du gehörst nicht dazu.“

Dieses Zitat dokumentiert deutlich Miranda Lopez' Gefühl, all ihre intensiven Bemühungen, ihre Arbeitssituation zu verändern, würden nicht gewürdigt. Ihre beruflichen Ambitionen bleiben unerfüllt. Im Zentrum der Schilderung stehen die Gründe, die sie an einer erfolgreichen Arbeitsmarktintegration hindern. In ihrer Darstellung ist eine sehr tiefgehende Enttäuschung wahrnehmbar. Der Schmerz der Enttäuschung überdeckt ihr Gefühl von Hoffnung. Sie hat den Eindruck, dass trotz zusätzlicher Ausbildung sich ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt nicht verbessern. Das Gefühl, niemals Anerkennung zu finden, ist aus der Sicht der Migrantin aus Guatemala deutlich spürbar.

Das Erreichen eines Berufsabschlusses in der Schweiz ist aus Sicht von Miranda Lopez keine Garantie für eine Arbeitsmarktpartizipation. Wie wir noch sehen werden, sind einige Frauen, die eine neue Ausbildung in der Schweiz abgeschlossen haben, weiterhin von qualifizierter Erwerbsarbeit ausgeschlossen. Die Guatemaltekin schildert insgesamt frustrierende Erfahrungen bei der Arbeitssuche. Eine Erfahrung, die Groll, Bitterkeit, Trauer und Kränkung auslöst. Miranda Lopez befürchtet darüber hinaus auch Mehrfachdiskriminierung beim Arbeitsmarktzugang: „Wird man mich ablehnen, weil meine Hautfarbe nicht passt, weil ich zu alt bin, weil ich Ausländerin bin?“ Ob Diskriminierung auf institutioneller oder auf individueller Ebene beim erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt eine Rolle spielt, kann an dieser Stelle nicht abschliessend beantwortet werden. Deutlich ist aber, dass die Biographin unter dem Gefühl nicht zu genügen, egal, was sie unternimmt, leidet.

Ungeachtet ihrer Anstrengung, etwas an ihrer unbefriedigenden Berufssituation zu ändern, ist Miranda Lopez nach wie vor von einer prekären und marginalisierten Situation am Arbeitsmarkt betroffen. Die mangelnde Sprachbeherrschung wird von den interviewten Migrantinnen oft als Grund angegeben, weshalb ihnen der Einstieg in die qualifizierte Berufswelt verwehrt bleibt. Dabei machen sie die Erfahrung, dass ihre spanischen, englischen und häufig noch weiteren europäischen Sprachkenntnisse

bei der Arbeitssuche kaum wertgeschätzt werden. Das verursacht Wut und weitere Frustrationen.

Darüber hinaus beginnt Miranda Lopez zu resignieren. Es ist dieses Gefühl, in der Arbeitswelt abgelehnt zu werden, das eine seelische Verletzung verursacht. Die Biographin verdeckt diese mit anklagenden und direkten Worten des Unmutes. Sie führt ihre Erfahrung des verwehrten Zugangs zum Arbeitsmarkt selbst auf Faktoren struktureller und gesellschaftlicher Ebene zurück. Anstatt ihre berufliche Umorientierung sowie ihren neuen Berufsweg in der Schweiz als einen Prozess des erfolgreichen Bewältigens institutioneller Hürden darzustellen, zeichnet sie das Bild einer desillusionierten Frau, die trotz mühevollen Kraftaufwand wenig Aussichten auf eine Veränderung ihrer Beschäftigungssituation als Reinigungskraft hat. Es stellt sich das Gefühl von vergeblicher Mühe und unnützer Ausbildungsinvestition ein, was einen erheblichen psychischen Schmerz bewirkt. Mit der Aussage: „Du merkst schnell, dass (...), dass keine Zugehörigkeit existiert. Du gehörst nicht dazu“ äussert Miranda Lopez ihr gesellschaftliches Teilhabebedürfnis. Der Wunsch, sich als Mitglied der Gesellschaft angenommen zu fühlen, wird ihr aus ihrer Sicht verweigert. Am Ende der Textpassage bringt sie somit ihren Schmerz auf den Punkt: Sie fühlt sich gesellschaftlich abgelehnt und nicht dazugehörig.

Die Folgen der Migration bestehen sowohl für Miranda Lopez wie auch für zahlreiche andere Studienteilnehmerinnen im Verlust der beruflichen Identität und des sozioökonomischen Status und werden oft als biographischer Misserfolg erfahren. Die Analyse zeigt, dass für das Auslösen der Depression vier Jahre nach Miranda Lopez' Migration in die Schweiz mehrere Faktoren verantwortlich sind. Um die Komplexität der Erkrankung an einer Depression bei der damals 37-jährigen Migrantin aus Guatemala zu verstehen, müssen auch in ihrem Fall die Ursachen im Kontext familiärer, beruflicher, politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge gesucht werden. Aus der biographischen Erzählung der Guatemaltekin geht hervor, dass die Leidensphase zwei Jahre dauerte. Die Biographin stellt dabei fest: „Ich konnte die Depression nicht akzeptieren. Ich hatte keinen Selbstwert mehr. Ganz schwer für mich war, dass ich früher eine sehr aktive Frau war und mit der Depression plötzlich passiv wurde.“ In diesem Kommentar zeigt sich einerseits die ablehnende Haltung der Biographin gegenüber ihrer psychischen Erkrankung. Andererseits wird hier deutlich, wie sehr sie unter der krankheitsbedingten Antriebslosigkeit und dem Verlust des Selbstwertgefühls litt. Angesprochen auf die subjektive Bedeutung im Zusammenhang mit der Erfahrung von Kranksein, sagt Miranda Lopez: „Ich glaube nicht, dass die Depression eine Bedeutung hat.“ Indem sie der Depression keinen Sinn verleihen kann, stellt sie eine Ausnahme dar. Ihren Umgang mit der psychischen Krankheit werde ich weiter unten ausführen.

In Miranda Lopez' weiterer biographischer Erzählung wird deutlich, dass es ihr nach dem Abklingen der Depression gelingt, einen neuen biographischen Entwurf zu entwickeln, bei dem sie ihre Potentiale für soziales Engagement einbringt. Um aus der sozialen Isolation herauszukommen, leistete Miranda Lopez neben der Reinigungstätigkeit Freiwilligenarbeit. Durch diese sinnerfüllte Arbeit erfährt sie soziale und emotionale Wertschätzung und konstatiert: „Heute engagiere ich mich für andere Menschen aus Lateinamerika und helfe bei kulturellen Aktivitäten mit. Ich stelle fest, dass, wenn du gibst, ohne etwas zurückzuerwarten, das sehr befriedigend ist.“ Die

Biographin erkannte im sozialen Engagement eine Möglichkeit, ihr Selbstwertgefühl und ihre Selbstachtung in der Migration aufrechtzuerhalten bzw. wiederzuerlangen.

Zusätzlicher Schweizer Universitätsabschluss als Strategie im Umgang mit Perspektivlosigkeit

Das nächste Beispiel zeigt eine weitere Strategie mit beruflicher Ausschlusserfahrung. Als Reaktion auf Hürden und Schwierigkeiten im Schweizer Arbeitsmarkt, schloss die Erziehungswissenschaftlerin Lucinda Riva, 28 Jahre alt, aus Quito, Ecuador, mit C-Niederlassungsbewilligung, wie oben bereits erwähnt, zusätzlich ein dreijähriges Masterstudium in Erziehungswissenschaften an einer Schweizer Universität im deutschsprachigen Raum ab. Trotz Schweizer Universitätsabschluss ist sie zum Zeitpunkt des Interviews in befristeten Anstellungen tätig, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen. Die berufliche Ausschlusserfahrung hat auch auf sie eine in hohem Masse entmutigende Wirkung.

Die Beschäftigungssituation der Biographin bedeutet, dass sie sowohl das mitgebrachte wie auch das in der Schweiz erworbene kulturelle Kapital nicht auf dem Schweizer Arbeitsmarkt einbringen kann. Lucinda Rivas berufliche Situation zeichnet sich zudem dadurch aus, in zeitlich kleinteiligen Arbeitsverhältnissen angestellt zu sein. Einerseits unterrichtet sie einmal pro Woche, jeweils samstags, an einer lateinamerikanischen Schule Spanisch als Zweitsprache für Kinder. Andererseits ist sie einmal die Woche als Haushaltsangestellte bei einem älteren Mann tätig. Diese Stelle beschreibt sie wie folgt: „Ich bin wie eine Gouvernante, da ich für ihn aufräume, putze, einkaufen gehe und alles mache, was mit dem Haushalt zu tun hat, und ich schaue auch, was er alles braucht.“

Lucindas Rivas Fall verdeutlicht, dass selbst mit einem zusätzlichen Schweizer Universitätsabschluss der Weg für beruflichen Erfolg nicht gegeben ist. Es zeigt sich zwar, dass die Strategie der Requalifizierung im Umgang mit Erfahrungen von Arbeitslosigkeit und Berufsausschluss sowie bei der Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls hilfreich ist. Allerdings stellt die Strategie des Erwerbs von kulturellem Kapital in Schweizer Bildungseinrichtungen keine Garantie für eine Teilhabe am qualifizierten Arbeitsmarkt dar. Zudem erweist sie sich oft aus ökonomischer Perspektive als wenig profitabel. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass weitere Bildungsabschlüsse keine berufliche Karriere in der Schweiz garantieren. Dennoch werden zusätzliche Qualifikationen zum Überwinden von Erwerbslosigkeit bzw. als Weg aus dem Niedriglohnsektor von mehreren Migrantinnen aus Lateinamerika gewählt.

Lucindas Rivas Krankheitserfahrung: „Das können nur Menschen nachvollziehen, die schon einmal eine Depression gehabt haben.“

Lucindas Rivas Entscheidung neben ihrem ecuadorianischen auch einen Schweizer Universitätsabschluss zu erlangen, ging eine Erkrankung an Depression voraus. Die 23-jährige Biographin folgte ihrem Mann in die Schweiz, nachdem sie ihr Studium abgeschlossen hatte. Sie arbeitete neben ihrem Studium im Hostel ihres Onkels in Quito, der Hauptstadt Ecuadors, als sie ihren zukünftigen Ehemann kennenlernte. Er hatte zuvor sein Studium abgeschlossen und befand sich nun am Anfang einer Lateinamerika-Reise. Nachdem sie sich in einander verliebten hatten, verzichtete er auf das Reisen und blieb zwei Jahre mit ihr in Ecuador. Das Paar wurde ausgeraubt und beschloss in die Schweiz zu kommen und zu heiraten. Lucinda Rivas Eltern, die geschieden sind,

waren mit ihrer Migrationsentscheidung einverstanden, aber äusserten Bedenken, ob sie in der Schweiz ähnlich gute Berufsperspektiven haben würde wie in Quito. Die Biographin gab sich zuversichtlich, eine Arbeit finden zu können. Sie würde eine Doktorarbeit schreiben, sollte sie keinen Einstieg in die Berufswelt finden.

Ein Jahr nach der Migration erkrankte Lucinda Riva im Alter von 24 Jahren an einer starken Depression. In der Schweiz war sie mit Erwerbslosigkeit konfrontiert. Sie fand keinen Zugang zum qualifizierten Arbeitsmarkt. Ihre beruflichen Vorstellungen aus der Zeit vor der Migration liessen sich nicht verwirklichen. Plötzlich war sie von ihrem Mann finanziell und sprachlich abhängig. Diese Abhängigkeit empfand sie als extrem unangenehm, denn seit ihrem 16. Lebensjahr lebte sie alleine. Sie war es gewohnt selbstständig für sich zu sorgen. Ihre Mutter, die aus einer wohlhabenden Familie in Quito stammt, heiratete gegen den Willen ihrer Eltern Lucinda Rivas Vater, Angehöriger einer niedrigeren sozialen Schicht. Er, ein Argentinier, war im Alter von 25 Jahren vor der argentinischen Diktatur geflohen, da er dort im Gefängnis war und gefoltert wurde. In Ecuador fand er Asyl. Lucinda Riva beschreibt ihren Vater als einen Revolutionär, Musiker und Künstler. Die Ehe der Eltern wurde geschieden. Ihr Vater heiratete wieder und gründete eine neue Familie.

Lucinda Riva lebte nach der Scheidung bei der erwerbstätigen Mutter, die als Bibliothekarin in der Erziehungsdirektion von Quito tätig war. Das Geld reichte nicht aus, um die zwei Kinder auf eine Privatschule schicken zu können. Die Mutter sorgte alleine finanziell für die Familie, da der Vater als Künstler kein Geld verdiente. Die Mutter erhielt auch keine Unterstützung durch ihre Eltern. Ihr wurde eine gut bezahlte Arbeit in den USA angeboten, und sie wurde damit zur Pendelmigrantin, um ihre zwei Töchter besser versorgen zu können. Die Mutter verbrachte neun Monate in den USA und drei Monate in Ecuador. In dieser Zeit lebte Lucinda Riva bei ihrem Vater, doch sie musste viel Verantwortung für sich und ihre jüngere Schwester übernehmen. Lucinda Riva litt unter der Trennung von der Mutter. Diese Phase war von Gefühlen des Alleingelassenseins dominiert. Im Teenageralter baute sich eine Problemgemengelage auf, die sie überforderte. Wie gross der Leidensdruck in diesem Lebensabschnitt war, zeigt sich daran, dass die Biographin mit 16 Jahren an Bulimie erkrankte. Fünf Jahre lang war sie von der Essstörung betroffen. Mit 21 Jahren gelang es ihr, das Ess-Brech-Verhalten zu überwinden. Im weiteren Verlauf konnte sich ihr Zustand wieder stabilisieren. Sie nahm aber keine professionelle Unterstützung im Umgang mit ihrer Essstörung in Anspruch. In Lucinda Rivas Lebensgeschichte wird deutlich, dass sie in schwierigen Situationen auf individuelle Handlungskompetenzen und Ressourcen zurückgreifen konnte. Selbstfindung, Selbstverwirklichung und Selbsthilfe waren bedeutsame Aspekte im Umgang mit der Essstörung. Sie beschreibt sich zu diesem Zeitpunkt als eine sehr fleissige und zielstrebige Studentin. Lucinda Rivas intensive Lernphase an der Universität ist durch ein Streben nach Exzellenz sowie einer starken Leistungsmotivation gekennzeichnet. Diese Bewältigungsstrategie scheint sie zu entwickeln, um die Essproblematik zu kompensieren. Das Studium der Erziehungswissenschaften schloss sie mit Auszeichnung ab. Es gelang ihr in dieser Phase einen neuen biographischen Entwurf zu entwickeln. Als ich sie interviewte, berichtete sie, nicht mehr unter ihrer Bulimie zu leiden.

Ausgelöst wurde die Depression nach einem Zahnarztbesuch durch eine unerwartete Konfrontation mit der vergangenen Essstörung. Der Zahnarzt fragte sie in Anwesenheit ihres Ehemannes, wie lange sie eine Bulimie gehabt habe. Die Biographin war

erschrocken. Ihr Mann wusste nichts von ihrer Essstörung. Der Zahnarzt wies darauf hin, an den Zähnen sehen zu können, dass sie eine Bulimie oder eine andere Krankheit gehabt habe. Sie log aus Scham und wollte nicht, dass ihr Mann von der Bulimie erfuhr. Danach konnte sie eine Woche lang nicht sprechen und weinte jeden Tag. Wie gross die Scham und damit die Hürde waren, sich ihrem Mann anzuvertrauen, wird hier deutlich. Heute habe sie keine Probleme mehr darüber zu reden, aber damals hatte sie einen Schock erlebt. Zu lange hatte sie die Essstörung verheimlicht. Es setzte ein Orientierungszusammenbruch ein, durch den sie vorübergehend handlungsunfähig wurde.

Lucinda Riva erkrankte im Jahr 2009 an einer schweren Depression. Die Dauer der Erkrankung schätzte sie auf ein Jahr. Die psychische Krankheit manifestierte sich in Form von Antriebslosigkeit, Niedergeschlagenheit und Sinnkrise. Ihr gelang es kaum noch, aus dem Bett aufzustehen. Sie hatte einen überhöhten Schlafbedarf. Ein ständiges Zittern und ein starker Gewichtsverlust waren ihre körperlichen Symptome. Sie wog nur noch 42 kg und beschreibt sich selbstablehnend und selbstverurteilend: „Ich fühlte mich damals hässlich. Ich sah mich an und dachte: ‚Ich bin so hässlich‘“. Die Biographin sprach über Suizid in der akuten Zeit der Depression. Ihr Mann, der unterstützend an ihrer Seite stand, hatte Angst, dass sie sich etwas antun könnte. Da er neben seinem Studium bei der Post arbeitete, wollte er sie aber nicht alleine zuhause lassen. Seine zur Hilfe gerufene Mutter sowie ihre Kollegin, die Krankenpflegerin oder Therapeutin ist, stellten akuten Handlungsbedarf fest. Lucinda Riva konnte nicht mehr alleine bleiben. Hier waren es also die Angehörigen, die Unterstützung suchten, und auf diese Weise kam die Biographin auf die Kriseninterventionsstation (KIS) des Universitätsspitals in ihrem Wohnkanton. Dort wurde sie drei Wochen stationär aufgenommen. Als ein Psychiater eine Depression diagnostizierte, war sie nicht überrascht, sie hatte es schon gewusst:

„Ich habe Erziehungswissenschaften studiert. Ich wusste, was eine Depression ist, aber wenn man darüber als Studentin über Depressionen liest, das ist eine Sache. Aber selber eine Depression erleben und fühlen, wie stark sich eine Depression auf einen Menschen auswirken kann, das ist was anderes. Das können nur Menschen nachvollziehen, die schon einmal eine Depression gehabt haben.“

Den Aufenthalt in der KIS beschreibt Lucinda Riva, die nach einem Jahr in der Schweiz noch nicht über ausreichende Deutschkenntnisse verfügte, wie folgt: „Das Problem war, dass ich die Ärzte und das Pflegepersonal im Spital nicht verstand. Sie meinten, ich solle aufstehen, aber ich wollte nur schlafen. Ich konnte nichts anderes tun. Ich schlief den ganzen Tag.“ Anschliessend ging Lucinda Riva sechs Monate lang in die Tagesklinik der Universitätsklinik für Psychiatrie und Psychotherapie. Die Depression wurde medikamentös mit Antidepressiva und psychotherapeutisch behandelt. Insbesondere die Kunsttherapie empfand Lucinda Riva als hilfreich. Sie erzählt, erst mit der Unterstützung einer spanischsprechenden Psychotherapeutin, zu der sie nach der tagesklinischen Behandlung zu Beginn zwei Mal wöchentlich, später einmal pro Woche und schliesslich jede zweite Woche ging, die wirksamste Hilfe erhalten zu haben; insbesondere, da die Psychotherapeutin mit Lucinda Riva persönliche Erfahrungen teilte: „Aber eigentlich half mir sehr, dass diese Psychologin mir sagte, dass sie selber an einer Essstörung gelitten hatte und auch eine Zahnbehandlung machen musste.“ Die

behandelnde Psychotherapeutin überwies sie zu einem anderen Zahnarzt, damit die Schäden der Essstörung behandelt werden konnten; eine Behandlung, die sehr kostspielig war. Doch die Beseitigung der sichtbaren Folgen ihres Ess-Brech-Verhaltens habe ihr zusätzlich sehr geholfen.

Auch wenn Lucinda Rivas Ehemann die akute Krankheitsphase der an Depression erkrankten Frau als belastend erlebte, bot er seine ganze Kraft auf, um sie zu unterstützen und zu begleiten. Er schenkte ihr Liebe, Geduld und Geborgenheit. Die Biographin berichtet, neben ihrem Mann auch von ihren Schwiegereltern liebevolle Zuwendung erhalten zu haben. Die Analyse der Interviews zeigt, dass Lucinda Riva zwar eine Ausnahme darstellt, da sie in der eingetragenen Familie herzlich aufgenommen wurde, aber dennoch wie die Mehrheit der befragten Migrantinnen mit beruflichen und gesellschaftlichen Ablehnungserfahrungen konfrontiert war.

Die Auswirkung der Depression auf die Paarbeziehung wird weiter unten in Kapitel 12 thematisiert. Lucinda Rivas Eltern hingegen konnten ihre Erkrankung nicht annehmen. Gerade die Mutter hatte grosse Mühe mit der Akzeptanz der psychischen Erkrankung ihrer Tochter und warf ihr Einbildung vor. Lucinda Rivas Mutter zeigte in der Reaktion auf die Depression und Bulimie der Tochter Ähnlichkeit mit dem Verhalten von Leonor Castros Mutter. Auch sie reagierte mit Unverständnis und lehnte die ärztliche Diagnose ab: „Meine Mutter sagte, ich sei nicht krank. Als sie erfuhr, dass ich die Antidepressiva nahm, schrie meine Mutter, dass man mir Drogen gebe. Für nichts. Es ist unrealistisch für meine Mutter. Sie versteht meine Geschichte nicht.“ Vermutlich spielte auch hier die Angst vor dem Stigma eine Rolle. Möglicherweise versuchten beide Mütter durch das Leugnen und das Nicht-wahrhaben-Wollen eigene Schuldgefühle abzuwehren.

Die Intensität des Erlebens einer Depression wird in der nachfolgenden Darstellung sichtbar:

„Wie tief man während einer Depression fallen kann, das ist unglaublich. Ich war so traurig, das ist schwer zu beschreiben. Ich fühlte mich so schlecht, dass ich sterben wollte. Ich kann fast nicht glauben, dass ich einen Weg aus der Depression gefunden habe und nun mit dir darüber reden kann. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich wie in einem Loch befand. Das Problem bei einer Depression ist, dass du dich entscheiden musst, ob du in der Depression drin bleiben oder rauskommen willst. Ich fand Kraft im Gedanken, dass ich jung bin. Ich habe noch so vieles vor. Ich möchte doch noch Kinder bekommen und eine Arbeit finden. Ich kann mich nicht einfach so gehen lassen. Meine Schwester braucht mich, meine Eltern, mein Mann braucht mich. Das gab mir Kraft.“

Lucinda Rivas Deutung der Depression: „Die Depression ist ein Schutzmechanismus.“

Als ich Lucinda Riva bitte, mir zu erzählen, welche Bedeutung sie der Depression zuschreibt, antwortet sie auf der Basis ihrer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der psychischen Erkrankung wie folgt:

„Die Depression ist ein Schutzmechanismus, wenn einen zu starke Gefühle überkommen. Die Depression zeigt dir, dass du dein Leben akzeptieren musst. Es ist ein Zeichen, dass du Probleme hast, aber du kannst diese überleben, wenn du daran arbeitest und irgendwann eine Lösung findest. Ich glaube, dass eine Depression von vielen Problemen

kommt, denen du zuvor nicht die Wichtigkeit gegeben hast, die sie brauchten. Du denkst, dass sie nicht so wichtig sind und vergisst sie dann. Plötzlich sammeln sich die Probleme und dann explodiert es. Es braucht dann wenig und alles bricht hervor.“

In diesem Zitat macht die migrierte Frau aus Ecuador deutlich, dass sie die Depression als Schutzfunktion der Seele versteht. Für Lucinda Riva macht eine Depression Sinn. Ihre Eigentheorie zeigt, dass erst das Annehmen der eigenen biographischen Erfahrungen eine Chance bedeutet, sich neu orientieren zu können.

Lucinda Rivas subjektive Krankheitstheorie

Auf die Frage, worauf die Depressionserkrankung zurückzuführen sein könnte, rekonstruiert die 28-jährige Lucinda Riva die Depression als ein multifaktorielles Geschehen:

„Die Instabilität zuhause mit den Eltern. Aber auch die Migration meiner Mutter hat mich beeinflusst und die Migration meines Vaters, dass er aus Argentinien fliehen musste, seine eigene Lebensgeschichte, die Probleme, die er in Argentinien hatte. Und dann die Migration in die Schweiz, weil ich ohne Arbeit zu viel Zeit um nachzudenken hatte. Am Anfang fühlte ich mich gut in der Schweiz. Es war nicht so schlimm. Ich fühlte mich zwar alleine, aber es war nie so schlimm, dass ich es nicht aushalten könnte. Aber dann (...) ich hatte zu viel Zeit, weil ich nicht arbeitete. In Ecuador musste ich immer arbeiten, studieren, zuhause Sachen machen, ich war immer beschäftigt. In der Schweiz hatte ich zu viel Freizeit und konnte deshalb zu viel überlegen. Um einer Depression vorzubeugen ist es wichtig zu arbeiten, aktiv zu sein, Kurse zu besuchen, zu studieren, zu schreiben, Sport zu machen, aber ich machte nichts. Ich war den ganzen Tag alleine zuhause. Ich hatte zwar Deutschunterricht, aber der Kurs dauerte nur zwei Stunden pro Tag. Das war zu wenig. Als ich in die Schweiz kam und ich kein Deutsch konnte, war es eine schwere Zeit. Plötzlich fühlte ich mich dumm, weil ich die Sprache nicht konnte. Das empfand ich als eine grosse Belastung. Und ohne Arbeit war ich von meinem Mann abhängig. Ich war zu abhängig von meinem Mann und bis jetzt hat sich nichts geändert. Ich hasse dieses Gefühl der Abhängigkeit. Ich kann die Abhängigkeit bis heute nicht tolerieren. Meine Eltern fanden es schade, dass ich migrierte, weil die Chancen auf eine gute Arbeit in Quito besser waren. Es war nicht so, dass ich in Ecuador nichts hatte. Ich befand mich in einer guten Position als junge Frau. Damals fand ich das aber nicht so wichtig. Ich war sehr verliebt. Ich wollte nur mit meinem Mann zusammen sein. Ich dachte, dass ich eine Doktorarbeit schreiben könnte, falls ich keine Arbeit finden würde. Heute finde ich es viel wichtiger. Ich bereue, dass ich gute Arbeitsmöglichkeiten aufgegeben habe, da es in der Schweiz schwer ist etwas Ähnliches zu finden.“

Die biographische Bedeutung der Depression erschliesst sich aus der bisherigen Erzählung, die die krankheitsauslösende Phase beschreibt. Lucinda Rivas Narration ist durch zwei lebensgeschichtliche Themen charakterisiert: Zum einen die familiären Probleme in Ecuador, zum anderen auf das Erleben des beruflichen Ausschlusses und die Folgen der Erwerbslosigkeit auf die Paarbeziehung in der Schweiz. Beide Themenkreise lassen Leidensprozesse erkennen. Es wird deutlich, dass eine Depression sowohl psychologische als auch soziale Faktoren auslösen. Die Biographin rekonstruiert ihre Familiengeschichte als eine Geschichte der Migration. Die Bedeutung des bio-

graphischen Themas Migration zeigt sich darin, dass die eigene Lebensgeschichte von den Migrationserfahrungen der Mutter und des Vaters geprägt ist. Die Mutter verliess Ecuador nach der Scheidung, um als Arbeitsmigrantin zwischen den USA und Ecuador zu pendeln und dadurch ökonomisch besser für die Familie sorgen zu können. Die Biographin erlebte im Alter von 16 Jahren die Migration der Mutter als einen schwerwiegenden Verlust der signifikantesten Bezugsperson in ihrem Leben. Ihr Vater und ihre Stiefmutter konnten den Verlust an Geborgenheit und Zuwendung offenbar nicht auffangen. Im Kommentar „Die Instabilität zuhause mit den Eltern“ dokumentiert sich zugleich ihr Leiden an den elterlichen Beziehungsproblemen sowie an den Folgen der Scheidung. In dieser Zeit begann die Phase von unkontrolliertem Essen und Erbrechen. Vermutlich dominierten starke Gefühle von Verlassenheit, des Sich-Ungeliebt-Fühlens und Selbstablehnung ihre Innenwelt. Das übermässige Essen fungiert dabei als Kompensation, um einen seelischen Hunger zu stillen. Das Erbrechen entdeckt Lucinda Riva als Strategie, um nicht zuzunehmen. Sie spricht aber auch die traumatische Migrationserfahrung des Vaters an, der im Jahr 1983 im Alter von 25 Jahren vor der argentinischen Militärdiktatur nach Ecuador floh. Zuvor wurde ihr Vater inhaftiert, im Gefängnis gefoltert. Viele seiner Freunde wurden in dieser Zeit umgebracht. Es scheint, als bestimmen die schweren Traumatisierungen nicht nur das Leben des Vaters, sondern auch das seiner Tochter. Und schliesslich wird die eigene Migrationserfahrung thematisiert.

Indem Lucinda Riva ihre Leidensgeschichte mit den Migrationserfahrungen ihrer Eltern und der eigenen Migration verknüpft, wird deutlich, dass sie dem Thema Migration eine zentrale Rolle in ihrer Biographie einräumt. Gegen den Wunsch der Eltern, die ihr in der Schweiz weniger gute berufliche Zukunftschancen prognostizierten, migrierte die Biographin aus Liebe. Ihre berufsbiographische Planung lässt sich nach der Migration nicht wie erwartet umsetzen. Sie sieht sich mit unvorhersehbaren Barrieren konfrontiert. Es folgt eine enorme Enttäuschung aufgrund nicht eingelöster Hoffnungen an ihre Berufsziele. Ihre Erzählung verdeutlicht, dass die unsichere berufliche Zukunft innerhalb des Migrationskontextes mit einer krisenhaften Situation einherging, und sie bereut ihre Entscheidung migriert zu sein. Zu diesem Zeitpunkt bricht Lucinda Rivas Orientierung zusammen. Innerhalb eines Jahres empfindet sich die sehr gute, unabhängige Studentin als plötzlich „dumm“ und abhängig. Selbstzweifel, Niedergeschlagenheit und Antriebslosigkeit charakterisierten ihren inneren Zustand. Die Komplexität ihrer Berufssituation und die gesellschaftlichen Bedingungen in der Schweiz scheint Lucinda Riva nicht zu erkennen, denn sie bezieht die auslösende Situation für die Depression retrospektiv besonders auf die viele Zeit, die sie zum Grübeln hatte. Sie stellt keinen Zusammenhang zu ihrer beruflichen Ausschluss-erfahrung her. Die Analyse des Interviews aber verdeutlicht, dass die psychische Erkrankung neben familiären Problemen, auch im Kontext der Dequalifikation in der Schweiz und nicht alleine auf die viele verfügbare Zeit zurückzuführen ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Lucinda Rivas Depressionserkrankung während der Migration in den Kontext familiärer, politischer, gesellschaftlicher und beruflicher Zusammenhänge eingebettet ist. Die mehrfachen Verlusterfahrungen auf der persönlichen und beruflichen Ebene wirkten sich so tiefgreifend auf Lucinda Rivas Leben aus, dass die Verarbeitung schmerzhafter Erfahrungen eine biographische Arbeit erforderlich machte. Nach dem Abklingen der Depression entwickelte sie einen neuen Lebensentwurf. Als Bewältigungsstrategie des Berufsausschlusses

wählte sie den Weg, zurück an eine Schweizer Universität zu gehen, was zwar ihre Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit vorantrieb und ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein positiv prägte. Gleichzeitig wurde in ihrem Fall deutlich, dass ihr ein weiterer Bildungsabschluss keinen Zugang in den qualifizierten Arbeitsmarkt ermöglichte.

9.6 Kumulative berufliche Ausbildungen in der Schweiz als biographische Verarbeitungsweisen von Exklusion

In den untersuchten Erzählungen wird deutlich, dass mehrere qualifizierte Migrantinnen in der Schweiz eine berufliche Aus- und Weiterbildung als Weg im Umgang mit Dequalifizierung erkennen. So absolviert auch Valentina Navarro mehrere Ausbildungen, um beruflicher Exklusion entgegenzuwirken.

Die Biographin ist 37 Jahre alt, ist geschieden und lebt seit 13 Jahren in der Schweiz. Sie besitzt die C-Niederlassungsbewilligung. In Venezuela studierte sie Ingenieurwissenschaften, ohne das Studium abgeschlossen zu haben. In ihrem Herkunftsland arbeitete sie im Tourismusbereich. Nach der Migration fand sie zunächst eine Anstellung als Servicemitarbeiterin in der Gastronomie und als Promoterin. Der Wunsch, aus dem Niedriglohnsektor mit unregelmässigen Arbeitszeiten herauszukommen, zeigt sich an der Bereitschaft, sich zur Kindergartenassistentin ausbilden zu lassen. Ihre Aufstiegsorientierung wird zudem daran deutlich, dass sie nach einer weiteren Ausbildung als Kosmetikerin ein Fernstudium in Rechtswissenschaften an einer spanischen Universität begann. Das Studium gab sie schliesslich zu Gunsten einer KV-Ausbildung auf. Die kaufmännische Ausbildung begann sie allerdings erst nach ihrer Scheidung. Zum Zeitpunkt des Interviews befand sie sich in der Abschlussphase der KV-Nachholbildung. Valentina Navarro betont, für all ihre Weiterbildungen finanziell selber aufgekommen zu sein. Sie wollte aus ihren prekären Beschäftigungsverhältnissen herauskommen. Während ihrer Ehe unterstützte sie ihr Mann nicht in ihrem Vorhaben, eine qualifizierte Stelle zu finden:

„Es war schwierig für mich, denn mein Mann verstand mich nicht. Ich fühlte mich überhaupt nicht verstanden. Ich konnte nicht so leicht eine Arbeit finden und wenn ich eine Arbeit fand, dann waren es unregelmässige Arbeiten, die schlecht bezahlt waren. Mein Mann und ich hatten häufige Diskussionen wegen meiner Arbeitssituation. Ich hätte gerne eine Weiterbildung machen wollen, doch er wollte mich nicht unterstützen. Alles, was ich hier gelernt habe, Deutschkurse, Kindergartenassistentin, Kosmetikerin mit Zertifikat, alles, was ich machte, bezahlte ich selber.“

Viele der befragten Migrantinnen, die einzig in einer Schweizer Weiterbildung einen Ausweg aus ihrer beruflichen Sackgasse sahen, berichten, keine Unterstützung durch ihre Ehemänner erhalten zu haben. Auch für die Kosten eines Deutschkurses, der besonders wichtig für die Mehrheit der neuzugezogenen Frauen war, weigerten sich einige Ehemänner aufzukommen. Valentina Navarro führt die fehlende Unterstützung des Partners auf die Geschlechterungleichheit in binationalen Ehen zurück. Der Mann will aus der Sicht der Biographin die Frau in einer schwächeren Machtposition innerhalb der Beziehung halten:

„Ein Partner sollte seine Frau in ihren Projekten unterstützen. Mit der Zeit stellte ich aber fest, dass viele Männer ein Maskottchen haben möchten und keine Partnerin. Wenn sie die Unterschiede innerhalb der Beziehung bemerken, dann profitieren sie von der Situation. Sie möchten, dass eine Frau abhängig wird, aber gleichzeitig möchten die Männer, dass die Frau nicht zu viel Geld braucht. Es ist unlogisch, aber viele versuchen eine Frau als Maskottchen zu besitzen. Gewisse Frauen akzeptieren diese Situation, da sie aus einer Machismo-Gesellschaft kommen. Wenn da die Männer die Miete und das Essen bezahlen, dann ist er schon ein guter Mann. Aber inzwischen sind die Frauen in Lateinamerika emanzipiert. In der Schweiz wird von uns erwartet, dass wir alles machen, was uns die Männer sagen, weil wir aus Ländern mit weniger Kaufkraft stammen.“

Flor Martinez: „Es war schrecklich, denn zuvor bist du jemand und plötzlich bist du niemand mehr.“

Am Beispiel von Flor Martinez, 42-jährige Architektin aus Bucaramanga, Kolumbien, wird deutlich, dass ihr Weg nach beruflicher Erfüllung ebenfalls über mehrere abgeschlossene Ausbildungen in verschiedenen Schweizer Institutionen erfolgte. Flor Martinez ist ein typisches Beispiel für gut qualifizierte Migrantinnen, die von Dequalifizierung betroffen sind. Sie machte die Erfahrung, dass weder ihr Ausbildungstitel noch ihre Berufserfahrung anerkannt wurden. Ungewollt war sie mit beruflicher Umorientierung konfrontiert, die sich als eine Folge ihrer Migration rekonstruieren lässt. Als ich sie interviewte befand sie sich in der Abschlussphase eines vierjährigen Maltherapie-Studiums. Aufgrund zahlreicher Barrieren hatte sie für sich erkannt, dass sie neben ihrem Bildungstitel, den sie vor der Migration erworben hatte, als Bildungsinländerin grössere Chancen beim Aufbau einer Berufskarriere haben würde. Die Transformation ihres Berufsstatus war ein Prozess, der sich über mehrere Jahre erstreckte. Sie lernte hierbei Frustrationen auszuhalten und gleichzeitig entdeckte sie bei sich Ausdauer und Durchhaltevermögen.

Nachfolgend beleuchte ich zunächst die hohe Bedeutsamkeit des Faktors Erwerbsarbeit im Leben der Akademikerin. Flor Martinez ist mit einem Schweizer verheiratet, der als Kaufmännischer Angestellter tätig ist. Gemeinsam haben sie zwei Kinder, neun und sieben Jahren alt. Die Biographin lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Sie besitzt die Schweizer Staatsbürgerschaft. Das nachfolgende Zitat veranschaulicht Flor Martinez' Enttäuschung über die Nichtanerkennung ihrer Qualifikationen und den erschwerten Zugang zu qualifizierter Arbeit:

„Ich konnte hier nicht als Architektin arbeiten. Ich informierte mich, ob ich mit der Architektur weitermachen könne, doch ich stiess auf geschlossene Türen. Ich hätte von null anfangen müssen. Das ist sehr, sehr schwer für eine Person, die aus einem anderen Land kommt. Es war schrecklich, denn zuvor bist du jemand und plötzlich bist du niemand mehr. Du fängst bei null an. Das war ein Schock (...) Das war deprimierend. Aber gut, ich fing bei null an und lernte die Sprache und ja, so fing ich an.“

Die Nichtanerkennung ihrer im Herkunftsland erworbenen Kompetenzen und der Eindruck, ihre beruflichen Erfahrungen seien nicht mehr einsetzbar, haben einen Einfluss auf ihr psychisches Wohlbefinden. Sie leidet offensichtlich unter der beruflichen Ausschlusserfahrung. Den Verlust ihrer beruflichen Identität verbindet die Biographin mit dem Gefühl ein „niemand“ zu sein und dadurch keinen Wert zu besitzen;

ein Gefühl, das von vielen anderen Interviewpartnerinnen ebenfalls beschrieben wird. In Leonor Castros Fallrekonstruktion wurde die Bedeutung des Verlusts der berufsbio-graphischen Identität und die damit verbundene Kränkung exemplarisch und ausführlich dargelegt.

Ihren gelernten Beruf in der Schweiz nicht ausüben zu können, erlebt Flor Martinez als einen Schock, der sich in einem Gefühl der Niedergeschlagenheit ausdrückt. Die biographische Bedeutung des Schocks wird erst einige Jahre später mit dem Einsetzen einer negativen Verlaufskurve ein zentrales Thema. Vorerst besitzt Flor Martinez genügend Widerstandskräfte, um mit ihren Gefühlen der Ungewissheit über die berufliche Zukunft umzugehen und aus einer scheinbar ausweglosen Situation herauszukommen. Sie erkennt neben dem Spracherwerb die Notwendigkeit, sich in der Schweiz weiter auszubilden. Als Architektin fühlte sie sich zur beruflichen Umorientierung gedrängt. Sie suchte sich Arbeit in einer Teilzeitanstellung als Kinderbetreuerin in einem privaten Haushalt, um eine neue Ausbildung finanzieren zu können. Die Tätigkeit im geschlechtsspezifischen Dienstleistungssektor als Kinderbetreuerin wird auffällig oft durch die befragten Frauen ausgeübt. Diese Tätigkeit trifft offensichtlich in der Schweiz auf eine grosse Nachfrage. So waren nicht nur eine Architektin, sondern auch eine Juristin und eine Kauffrau als Nanny tätig. Zudem scheint Spanisch als Fremdsprache für Schweizer Kinder erwünscht zu sein. Neben der Kinderbetreuung sind der Reinigungssektor und die Pflege, so zeigt die Analyse der Interviews, weitere Arbeitsbereiche, in denen zugezogene Frauen angestellt werden.

Flor Martinez: „Ich hatte kein Geld, keine Arbeit und ich fragte mich: ‚Was habe ich aus meinem Leben gemacht?‘ Ich fiel in eine Depression.“

Da Flor Martinez für sich keine beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten als Kinderbetreuerin erkannte, bemühte sie sich weiterhin eine qualifizierte Arbeit zu finden. Die Jahre vergingen, in denen die Hoffnung blieb und die Verzweiflung immer stärker wurde. Die Suche blieb erfolglos. Ihre erworbene akademische Bildung fand keine Verwertung. Die Biographin erkrankte fünf Jahre nach der Einreise in die Schweiz im Alter von 28 Jahren an einer Depression. Die Folgen des beruflichen Ausschlusses auf die psychische Gesundheit der gut qualifizierten Kolumbianerin werden in dieser Textpassage evident:

„Ich hatte kein Geld, keine Arbeit und ich fragte mich: ‚Was habe ich aus meinem Leben gemacht?‘ Ich fiel in eine Depression. Ich wusste damals aber nicht, dass ich eine Depression hatte. Ich weinte die ganze Zeit. Ich hatte keine Lust auf irgendetwas. Ich lag die meiste Zeit weinend, weinend, weinend im Bett. Und wenn du anfängst (...) Wenn du dieses innere Gefühl hast: ‚Du bist nichts wert‘ oder ‚Du erlebst etwas, das du nicht möchtest‘, das lässt einen noch tiefer in diesen Zustand der Depression fallen (...). Die schwierigsten Momente während der Depression waren meine Gedanken an Selbstmord (...). Aber das Schlimmste war (...), ich hatte keine Lust mehr auf das Leben. Ich konnte keinen Sinn mehr im Leben sehen (...). Als ich in die Schweiz ankam, war ich ein sehr offener Mensch, aber ich fühlte mich extrem einsam. Ich nahm zwar an Integrationsprojekten teil, aber ich fühlte mich trotzdem alleine. Wenn eine lateinamerikanische Frau in die Schweiz kommt, stellt sie bald fest, dass das Leben anders ist, als sie es sich vorgestellt hatte. Es ist sehr wichtig eine Arbeit oder ein Studium zu haben. Ich war aufgeschlossen, um in der Schweiz zu arbeiten oder zu studieren. Ich weiss nicht, ob die

Schweiz etwas machen kann, aber es ist wichtig, dass der Staat sich bewusst ist, dass die Lebenssituation in der Migration nicht einfach ist. Die menschliche Komponente von Migration sollte stärker berücksichtigt werden. Die Migrantin oder der Migrant ist nicht nur hier um zu profitieren oder anderen die Arbeit wegzunehmen. Ich denke, dass die Depression auch mit der Tatsache verbunden war, dass ich damals als Migrantin sehr isoliert und sehr alleine war. Aber ich frage mich, ob es gut oder schlecht ist alleine zu sein. Denn das Alleinsein kann auch eine Möglichkeit bieten, gewisse Gefühle zu verarbeiten. Aber wenn jemand nicht genügend Kraft hat, kommt er nicht aus der Depression heraus oder nur sehr langsam. Es gibt unterschiedliche Arten mit einer Depression umzugehen. Die eine Person geht zum Psychotherapeut, die andere kehrt in ihr Heimatland zurück (...). Wichtig ist eine Lösung zu finden, sonst kann es im Suizid enden, schlimmstenfalls (...). Ich ging nie zu einem Psychiater, weil ich die Dinge immer alleine angehe. Ich lerne gerne. Ich bin eine Person, die autodidaktisch ist und deshalb gehe ich nicht zu ihnen. Ich sprach mit ein paar Freundinnen, aber nichts änderte sich. Die Depression blieb. Es ging mir schlecht, ich fühlte mich alleine. Ja, ich empfand Einsamkeit, Leere, eine Art Abgrund (...). Ich befand mich in einem Zustand, in dem ich mich kaum wiedererkannte. Nach aussen hin zeigte ich nicht mein Leiden, aber zuhause war es eine Misere.“

Dieses Zitat dokumentiert die migrationsspezifischen Aspekte des Leidens der Migrantin aus Kolumbien. Deutlich ist, dass Flor Martinez ohne Berufsleben eine bedeutende Lebensorientierung fehlt. Neben der ökonomischen Situation mit dem geringen Einkommen leidet sie unter der fehlenden Teilhabe am sozialen Leben und an der Gesellschaft insgesamt. Die kolumbianische Architektin sieht zum Zeitpunkt der psychischen Erkrankung keine berufliche Zukunft mehr für sich. Ähnlich wie bei den anderen befragten Frauen ist die berufliche Perspektivlosigkeit in der Schweiz eine zentrale dramatische Erfahrung im Leben der Migrantinnen. Die Biographin präsentiert sich hier als Frau, die alle Hoffnungen auf ein erfülltes Berufsleben und sozialen Aufstieg begraben hat und ihre berufsbiographischen Entwürfe für gescheitert erachtet. Sie findet trotz erheblicher Anstrengungen keinen Einstieg im gut qualifizierten Arbeitsmarkt. Arbeit hängt für die Biographin mit Selbstwert und Anerkennung zusammen. Dies zeigt sich klar in der Aussage „Wenn du dieses innere Gefühl hast: ‚Du bist nichts wert‘“. Ohne Arbeit verliert sie, was ihr wertvoll ist, nämlich ihre berufliche Identität.

Aus emischer Perspektive verortet die Biographin die Depressionserkrankung in dem Kontext Arbeitsmarktexklusion und Folgen des Erwerbsausschlusses. Beides bedeutet für die Biographin emotionale und soziale Einsamkeit, Isolation und finanzielle Probleme. Eine Depression ist, wie schon bereits erläutert, ein multifaktorielles Geschehen. Gerade im Fall von Flor Martinez konnten wir im vorherigen Kapitel zu Rassismus sehen, dass die Biographin nicht nur unter beruflicher, sondern zusätzlich auch unter sozialem Ausschluss und rassistischer Diskriminierung leidet. Insgesamt lässt sich festhalten, dass Marginalisierungsprozesse und Ausgrenzungserfahrungen in den Migrationsbiographien der befragten Frauen dominant sind. Darüber hinaus spielen nicht erfüllte Erwartungen an eine egalitäre Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann eine Rolle für ihr psychisches Leiden, wie wir in Kapitel 12 sehen werden.

Die Migrantin aus Kolumbien, Flor Martinez, die seit 20 Jahren in der Schweiz lebt, dokumentiert ihr soziales Leiden, um verstanden zu werden. Sie appelliert an den

Schweizer Staat, dass MigrantInnen nicht nur als „ProfiteurInnen“ angesehen werden, die der lokalen Bevölkerung die Arbeit wegnehmen und dadurch mehr Schweizer Arbeitslose verursachen. Sie betont vielmehr, dass ein gesellschaftlicher Perspektivwechsel nötig ist, weg von einer Negativ-Wahrnehmung der Migrationsbevölkerung hin zu einer „menschlichen Komponente von Migration“. Im öffentlichen Diskurs über Migration sollte aus der Sicht der Biographin die Dimension Mensch stärker berücksichtigt werden.

Flor Martinez' Erleben einer Depression zeigt Ähnlichkeit mit Leonor Castros Erfahrungen. Auch Flor Martinez beschreibt ein stark bestimmendes Gefühl der inneren Leere. Sie beschreibt die Phase ohne Lebensperspektive als ein „Leben am Abgrund“. Im obigen Zitat verdeutlicht die Migrantin aus Kolumbien ihre Auffassung, dass eine Depression mit Willen, Disziplin und Kraft alleine zu verarbeiten ist. Diese Haltung zeigt sich auch in ihrem Umgang mit der eigenen Depressionserkrankung. Die Selbstbehandlung von Depression ist auch bei anderen Studienteilnehmerinnen zu beobachten. Anzumerken ist, dass Flor Martinez einige Jahre nach der Depression als Strategie im Umgang mit Berufsausschluss eine Ausbildung als Maltherapeutin absolvierte, was einerseits als Mittel der Selbsterkenntnis sowie als Selbstheilungsstrategie gedeutet werden kann. Andererseits wurde sie durch das erfahrene Leid für das Leiden anderer Menschen sensibilisiert. Die gewählte Ausbildung zeigt das. Die komparative Analyse ergibt, dass auch andere Frauen aufgrund eigener leidvoller Erfahrungen anderen Menschen in schwierigen Lebenssituationen in Form sozialen Engagements unterstützend zur Seite stehen.

Flor Martinez' Umgang mit Berufsausschluss: Drei neue Ausbildungen in der Schweiz

Die gut ausgebildete Migrantin entschied sich nach der Erkrankung an einer Depression für einen beruflichen Neubeginn. Sie absolvierte ein einjähriges Studium in Anthroposophie. Das Studium ermöglichte ihr keinen Einstieg ins Berufsleben. Die Wahl des Studiums war scheinbar weniger auf der Grundlage von berufsbiographischen strategischen Überlegungen der Biographin ausgelegt, als vielmehr auf den Wunsch nach persönlicher Weiterentwicklung. Nach den vergeblichen Versuchen von Flor Martinez in einem gut qualifizierten Arbeitsfeld Fuss zu fassen, fand sie Zugang zum Arbeitsmarkt im wenig qualifizierten Bereich. Sie arbeitete sieben Jahre lang als Kinderbetreuerin gleichzeitig in drei verschiedenen Privathaushalten im Teilzeitpensum. Im jeweiligen Haushalt kümmerte sie sich mehrere Stunden wöchentlich um die Kinder. In dieser Lebensphase begann sie die Grundlage für eine neue berufliche und finanziell unabhängige Existenz zu schaffen. Sie entschied mit Anfang 30 eine Kunstschule zu besuchen und schloss die Ausbildung nach drei Jahren erfolgreich ab. Sie fand somit einen Weg ihr kreatives Potential auszuleben, was ihr als Architektin verwehrt blieb. Es ging ihr psychisch besser, zudem gelang es ihr, einige ihrer Kunstobjekte an Interessierte in ihrem sozialen Umfeld zu verkaufen. Auch wenn sie nicht von ihrer Kunst leben konnte, fühlte sie sich wertgeschätzt. Die materielle Existenzsicherung war als Kindermädchen in mehreren Haushalten gesichert, aber auch Flor Martinez konstatiert fast wehmütig, dass sie in Kolumbien mit Hausangestellten aufwuchs und nun nach der Migration selber dieser Arbeit nachging.

Die zwei neuen Ausbildungen in Schweiz ermöglichten Flor Martinez weiterhin keinen Einstieg in die qualifizierte Erwerbstätigkeit. Aufgrund ihrer beruflichen Ex-

klusionserfahrungen gründete sie im Alter von 33 Jahren eine Familie. Die Zeit nach der Geburt ihrer zwei Kinder wurde zu einer schwierigen Phase für Flor Martinez. Sie fühlte sich alleine, überfordert in ihrem Mutterdasein und ihr fehlte die familiäre Unterstützung. Auch fand sie sich in der herkömmlichen Rollenverteilung nicht zu-recht. Ihr Selbstverständnis einer emanzipierten, selbstständigen Frau, die sich über ihren Beruf definieren wollte, liess sich nur schwer mit einem traditionellen Lebens-entwurf, der die permanente Übernahme der Erziehungs- und Betreuungsaufgaben der Kinder umfasste, in Einklang bringen. Das Gefühl, einzig die Rolle der Mutter und Hausfrau ausfüllen zu müssen, ohne Ausblick auf die Ausübung einer ausbildungsad-äquaten Arbeit, war für die Biographin mit der Einschätzung verbunden, existentiell bedeutsame Lebensorientierungen zu verlieren. Im Interview kommt deutlich zum Ausdruck, dass sie in dieser Lebensphase erneut in eine biographische Krise fällt.

Als ihre Kinder in die Vorschule kamen, begann sie wieder mit der Arbeitssuche. Trotz langer Such- und Bewerbungsphase änderte sich ihre Beschäftigungssituation nicht und belastend blieb weiterhin, finanziell auf ihren Ehemann angewiesen zu sein. Das traditionelle Frauenbild, das der Ehemann auf die Biographin projizierte, beeinflusste sie bei der Stellensuche. So konstatiert Flor Martinez:

„Die Schweizer Ehemänner sind oftmals Machos und sehr konservativ. Ich bin auch mit einem konservativen Mann verheiratet. Er ist zwar damit einverstanden, dass ich ausserhalb des Hauses arbeite, aber er möchte auch, dass ich mich die ganze Zeit um die Kinder kümmere, den Haushalt mache und wenig Geld brauche, damit er nicht viel ausgeben muss. Ausserdem kann man sich in der Schweiz keine Nanny leisten, wie es in Lateinamerika üblich ist. Ich möchte das gar nicht, aber ich möchte etwas erreichen können. Ich möchte mein berufliches und mein privates Leben miteinander vereinbaren, so dass meine Kinder sehen können, dass ihre Mutter arbeitet und sie wertgeschätzt wird.“

In diesem Zitat zeigt sich, dass die Biographin nicht nur um einen Einstieg in den Arbeitsmarkt kämpfen, sondern sich auch gegen ihren Ehemann behaupten muss. Unabhängigkeit und berufliche Tätigkeit sind zentral im Leben der Akademikerin, doch der berufliche Ausschluss erzeugt ein eheliches Machtverhältnis, das sie in die Rolle der ökonomisch abhängigen Ehefrau drängt. Auch wenn Flor Martinez gerne Mutter ist und ihre Kinder liebt, zeigt sie sich mit der hierarchisch geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb der Beziehung nicht einverstanden. Ihr Wunschbild ist ein egalitäres Verhältnis und eine partnerschaftliche Aufteilung der Familienaufgaben. Die gut qualifizierte Migrantin macht hier deutlich, dass sie sich nicht zwischen privaten und beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten entscheiden will, sondern beide Lebensbereiche – die eine Quelle persönlicher Zufriedenheit darstellen – miteinander vereinbaren möchte. Ihr Lebensziel ist ein erfülltes Berufs- und ein Familienleben.

Die Biographin kritisiert hier klar, dass ihr Mann von einer traditionellen Rollenverteilung ausgeht und sie alleine für die Familienarbeit zuständig macht. Flor Martinez' kategorisiert verallgemeinernd Schweizer Männer als „Machos und sehr konservativ“, während sie sich als emanzipierte Frau präsentiert. Diese stark generalisierte und für allgemeingültig angesehene Erklärung bezeugt ihre Enttäuschung darüber, dass sich ihre idealisierte Vorstellung von europäischen Männern als Illusion entpuppte. Ihr Wunsch nach einer gleichberechtigten Partnerschaft bleibt offenbar

unerfüllt. Die schweizerisch-kolumbianische Ehe wird durch die an die Frau herangetragene alleinige Verantwortung für Haushalt und Erziehungsaufgaben auf eine harte Probe gestellt, an der die Beziehung zu scheitern drohte. Ähnlich wie Flor Martinez thematisiert auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der befragten Migrantinnen aus Lateinamerika das Verhältnis der Geschlechter in den Interviews.

Daraus folgt, dass sich die familiäre Situation zusätzlich hemmend auf die Berufssituation auswirkt. Die Mutter von zwei Kindern bekundet die Schwierigkeiten, Arbeit und Kinderbetreuung miteinander zu vereinbaren. Dabei stellt die ausserhäusliche Kinderbetreuung ein finanzielles Problem für die Familie dar. Dennoch formuliert sie ihr berufliches Entwicklungsbedürfnis „etwas erreichen können“ und vermisst ihren guten Beruf. Sie möchte sich nicht dauerhaft mit einer niedrigen beruflichen und zugleich sozialen Position zufriedengeben. Der Verlust des sozialen Ansehens und des Selbstbewusstseins sowie die ihr zugewiesene Rolle als Hausfrau und Mutter belastet sie sehr, so wie es der Fall bei vielen Migrantinnen ist.

Unzufrieden mit ihrem beruflichen Stillstand entschied sich Flor Martinez im Alter von 38 Jahren nochmals für eine berufliche Neuorientierung. 15 Jahre nach der Migration in die Schweiz nahm die Biographin ein neues Studium in Pädagogik auf. Nach einem Jahr wechselte sie die Studienrichtung und begann eine vierjährige Ausbildung in Maltherapie. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich die 43-jährige Kolumbianerin in der Abschlussphase ihrer Ausbildung. Sie präsentiert sich in ihrer biographischen Erzählung als eine handlungsaktive Frau, die für ihre berufliche Integration und das Ausüben eines erfüllenden und anspruchsvollen Berufes mehrere Ausbildungen in Kauf nimmt.

Ablehnung psychiatrisch-psychotherapeutischer Unterstützung im Umgang mit der Depression

Im Folgenden lege ich Flor Martinez' Umgang mit der Depression dar. Sie lehnt den psychotherapeutischen Behandlungsweg deutlich ab. Damit bietet sie den maximalen Kontrast zu Leonor Castro, deren Erfahrungen mit psychiatrisch-psychotherapeutischer Behandlung in der Fallrekonstruktion illustriert wurden. Als ich Flor Martinez bat, mir detaillierter zu erzählen, warum sie keine fachliche Unterstützung in Anspruch nehmen wollte – dies obwohl sie zwei Wochen auf einer Kriseninterventionsstation verbrachte hatte – erzählt sie, ohne fremde Hilfe einen Weg aus der Depression finden zu wollen. Folgendes Zitat bringt diesen Umstand treffend zum Ausdruck:

„Ich bin sehr stur. Ich will keine professionelle Hilfe. Ich will mir selber beweisen, dass ich es alleine schaffen kann. Ich denke, dass ich lernen muss, meine Vergangenheit anzunehmen, so wie sie ist und dass ich die Kraft in mir finden muss, um daraus zu kommen. Es muss möglich sein. Ich will alleine aus der Depression rauskommen. Ich spreche sehr wenig über meine Situation. Es ist mein Prinzip alleine damit umzugehen. Schon immer bin ich alleine mit den Dingen fertig geworden. Ich gehe nicht zum Psychotherapeuten, weil es für mich auch wie eine Modeerscheinung ist, dahin zu gehen. Ich möchte alleine herausfinden, wie ich aus diesem Zustand herauskomme, alleine.“

Für die Biographin kommt also eine Psychotherapie auf keinen Fall in Frage. Sie sieht nicht ein, wie ihr mit fachlicher Unterstützung geholfen werden kann. Dabei argumentiert sie, alleine die Depression verarbeiten zu wollen. Sie hat erhebliche Wider-

stände gegen eine psychotherapeutische Behandlung, die sich in Form von Verweigerung, Trotz und Reserviertheit äussern. Gibt es noch weitere Motive? Ist es eine Frage des Stolzes, weshalb die kolumbianische Migrantin keine Fachperson im Umgang mit ihrer Depression aufsuchen möchte? Legt sie eine Depression als Charakterschwäche aus? Möchte sie sich nicht eingestehen, dass sie Hilfe braucht, weil sie sich selber nicht als „schwache“ Person betrachten will? Denkt sie, dass starke Menschen nicht an Depression erkranken dürfen? Diese Fragen hatte ich mir gleich nach dem Interview notiert. Die Analyse zeigt aber, dass diese Annahmen nicht auf Flor Martinez zutreffen, sondern andere Faktoren relevant waren. Im Folgenden sollen weitere Erklärungen für das Ablehnen fachlicher Hilfe herausgearbeitet werden. Die kolumbianische Architektin hat in Bezug auf den Umgang mit einer Depression eine klare Haltung. Das Verarbeiten der psychischen Erkrankung hält sie ohne die Hilfe durch Professionelle für möglich:

„Ich bin sehr verschlossen und introvertiert. Und was meine Qualität als ernste Person betrifft, ich denke viel nach und bin analytisch. Es gibt niemanden, mit dem ich reden kann und es fehlt mir auch niemand. Weisst du, die Menschen kamen schon immer zu mir und erzählten mir ihre Probleme. Mein Vater, der betrunken war, mein Bruder, der homosexuell ist (...). Ich entwickelte immer mehr die Fähigkeit des Zuhörens. Ich konnte mir nie vorstellen den Anderen meine Sachen zu erzählen, weil ich die Person war, die für andere da war, um ihnen zuzuhören. Und ich mache das auch heute mit der Kunsttherapie. Ich bin da und höre den Menschen zu. Und ich kann es mir nicht vorstellen zu einem Psychotherapeuten zu gehen und ihm meine Sachen erzählen. Ich weiss nicht (...) Der Grund für mein Schweigen während der Depression war der Schutz meiner eigenen Biographie. Ich wollte nie als Mensch im Mittelpunkt stehen. Nie. Und (...) das ist ein sehr intimer Teil, weisst du? Ich hatte nicht das Gefühl, dass, dass (...) zum Psychotherapeuten gehen und erzählen (...) ihm mein Leben erzählen, meine Probleme lösen würde. Deshalb studiere ich Kunsttherapie, weil durch die Kunsttherapie kann ich viel besser an meiner Problematik arbeiten, als wenn ich zu einem Therapeuten gehen würde. Ich fühle mich viel ernster genommen, wenn, wenn (...) das heisst, ich habe den Eindruck, dass wenn ich zu einem Therapeuten gehe (...) Er arbeitet den ganzen Tag mit Menschen (...) Warum solltest du für jemand etwas Besonderes sein? Das heisst, wenn ich mit jemandem spreche, dann muss jemand besonders sein. Und ich habe noch nie einen Psychotherapeuten gehört (...), also ich ging einmal zu einer Psychotherapeutin und ich hätte mit ihr sprechen sollen. Aber ich wusste nicht, wie ich mein Leben einer Person erklären kann, die ich nicht kenne, um meine Problematik zu verarbeiten. Es ist besser (...), mich überzeugt mehr die Biographiearbeit als die Arbeit eines Therapeuten. Die Biographiearbeit bedeutet, dass eine Person dir zuhört und mit dir zusammen die unterschiedlichen Etappen deines Lebens erarbeitet und das hilft dir, dich besser zu verstehen (...) Nein, mir halfen keine Menschen. Ich denke, was mir am meisten geholfen hat aus dem Ganzen raus zu kommen war (...) war (...) wie (...) ein Zustand der Hingabe, weisst du? Ein wenig (...) der religiöse Teil, ein wenig das Christentum studieren (...). Mir half das Leiden von Christus, das Leiden der Heiligen Maria und solche Sachen zu verstehen. Ja, mir half das Lesen spiritueller Bücher. Und die Zeit. Ich habe auch viele Antworten in der Anthroposophie gefunden. Im anthroposophischen Studium gibt es Biographiearbeit, Kunst und ähnliches. Der Mensch wird ganzheitlich gesehen. Daher

sehe ich nicht den Grund, warum ich zu einem Psychotherapeuten gehen sollte, der nur den psychischen Aspekt sieht und mich nicht als ganzheitliches Wesen versteht.“

In dieser Textpassage werden Flor Martinez' Vorstellungen über eine psychotherapeutische Behandlung selbst sowie ihre Vorstellungen über das Resultat der Behandlung deutlich. Diese Vorstellungen beeinflussen ihr Hilfesuchverhalten. Wie weiter oben schon erwähnt, argumentiert Flor Martinez zunächst damit, ein sehr in sich gekehrter Mensch zu sein und Mühe zu haben sich anderen anzuvertrauen. So reproduziert sie das in der Familie gelernte Muster des Schweigens und des selbstgewählten Rückzugs auch in Bezug auf eine Psychotherapie. Die Biographin hat kein Vertrauen in Hilfestellungen, weil sie es nicht gewohnt ist Hilfe zu bekommen. Dies erschwert die Vertrauensbildung zu einem Therapeuten enorm. Einen weiteren Grund für die Ablehnung von fachlicher Unterstützung sieht sie darin, keine Person zu sein, die über ihre Schwierigkeiten spricht. Sie weist darauf hin, dass sie ihre psychischen Probleme alleine durchlebt, ohne eine Therapie in Anspruch nehmen zu wollen. Die Biographin sieht keinen Nutzen und keine Hilfe in einer Psychotherapie. Die Biographin beschreibt ihre Erwartungen an eine Psychotherapie vage. Sie bringt ihre Zweifel zum Ausdruck, ob eine Hilfe denn wirklich möglich sei. Sie scheint schlechte Erfahrungen mit einer Psychotherapie gemacht zu haben. Mit dem nicht fertig ausgesprochenen Satz „Ich fühle mich viel ernster genommen, wenn (...)“ äussert sie ihre Unzufriedenheit über eine Interaktion mit einer Fachperson. Ihre Vorstellungen über die Behandlung scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Sie fühlte sich während der Behandlung nicht in ihrer Ganzheit wahrgenommen („nicht besonders“). Im Kontakt mit einer Psychotherapeutin gelang es Flor Martinez nicht, ihr Leid in Worte zu kleiden. In Flor Martinez' Krankseinskonzept zeigt sich, dass Leiderfahrungen, die sie stark prägten, für sie etwas zutiefst Persönliches sind. Diesen Teil ihrer Lebensgeschichte will sie sich nicht mit einem psychiatrisch-psychotherapeutischen Professionellen teilen. Nach welcher Dauer der Therapiekontakt aufgelöst wurde, führt die Biographin nicht aus. Sie ist der Überzeugung, dass eine Psychotherapie nicht zu einer Besserung ihrer Beschwerden führen kann und hält sie daher nicht für eine geeignete Behandlungsform. Auch wenn sie Kenntnis über die psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung als reflektierende, introspektive Methode hat, attribuiert sie den Fachpersonen eine Unfähigkeit, den Menschen ganzheitlich zu sehen zu. Dabei distanziert sie sich klar von der schulmedizinischen Behandlungsmethode und recurriert auf alternative Methoden. Flor Martinez sieht eine Besserung ihres psychischen Wohlbefindens unter dem Aspekt der Zeit, Biographiearbeit und der Lektüre spiritueller Bücher, die ihr möglicherweise bei der Sinnsuche behilflich waren. Im Umgang von Leid und dem Erleben von Leid hat ihr die Auseinandersetzung mit der christlich-geprägten Perspektive geholfen. In diesem Zusammenhang bevorzugte sie eine Selbstheilung der Depression. Hierbei empfindet sie ihre Ausbildung in Kunsttherapie und ihr anthroposophisches Studium als nützlich. Zugleich aber zeugen die zahlreich abgebrochenen Sätze und Pausen im Redefluss von der emotionalen Brisanz, die das Thema aufweist.

Flor Martinez bringt in dieser Passage zum Ausdruck, ihr Vater habe seine schwierigen Lebensumstände mit erhöhtem Alkoholkonsum kompensiert. Aus der Erzählung geht hervor, dass der Vater die ökonomisch angespannte Familiensituation als belastend erlebte. Obwohl beide Eltern als Fabrikmitarbeiter in Bucaramanga, einer Stadt mit ca. 500'000 Einwohnern im Nordosten Kolumbiens, tätig waren, reichte das

Geld nicht aus, um die fünfköpfige Familie zu ernähren. Der öfters alkoholisierte Vater stand der Biographin deshalb nicht als verlässliche Bezugsperson zur Verfügung. Sie lernte früh, ohne die väterliche Unterstützung mit ihrer Lebenssituation zurechtzukommen. Ihr Vater war darüber hinaus gegenüber ihrer Mutter gewalttätig. Diese prägende Erfahrung aus ihrer Kindheit und Jugend, auf die ich in Kapitel 12 näher eingehen werde, erklärt nun auch die Aussage weiter oben: „Ich will mir selber beweisen, dass ich es alleine schaffen kann.“ Sie positioniert sich als Do-it-yourself-Typ, der gelernt hat sich alleine um sein Innenleben zu kümmern. Flor Martinez will sich selbstaktiv ihrem seelischen Leiden zuwenden und an ihrer eigentheoretischen Reflexion zeigt sich, dass die Inanspruchnahme von fachlicher Hilfe nicht in Frage kommt, weil sie gewohnt ist, ein Leben lang alleine zu kämpfen. Daher will sie alleine ihre Depression verarbeiten.

Die Biographin präsentiert sich insgesamt als Frau, die für andere sorgte und sich dabei wohlfühlte gebraucht zu werden. Von ihrer Familie wird sie als Ansprechperson wahrgenommen. Indem sie für andere da ist und sich um die Gefühle anderer kümmert, muss sie sich weniger mit ihren eigenen Gefühlen auseinandersetzen. In der Rolle der Helferin fühlt sie sich zudem bestätigt und wertgeschätzt. Diese Erfahrung lässt sich auch als weiterer Grund für ihre spätere Ausbildung zur Kunsttherapeutin deuten. Die aus der Kindheit entwickelte Strategie alles alleine zu machen, zeigt sich auch in ihrer Ablehnung formeller Unterstützung.

Die Depression als „Schmerz der Seele“

Flor Martinez führt weiter dazu aus, was die Depression für sie bedeutet und welchen Sinn sie ihr beibringt:

„Ich denke, dass die Depression wie ein Schmerz der Seele ist, der dich aufweckt und erwachen lässt (...). Wenn man eine Person mit Depression beobachtet, was passiert? Sie zieht sich zurück, beruhigt sich, liegt und weint. Das sind alles Ausdrücke von (...) es ist wie (...) Nimm dir Zeit, das wird dich beruhigen. Lasse die Gefühle zu. Drücke aus, was du fühlst. Für einen selbst, denn während einer Depression ist man mit sich selber sehr ehrlich. Die Person zeigt sich, wie sie ist und wie es ihr geht. Ich denke, dass es gut ist (...), aber ab dem Moment, in dem die Depression immer mehr Raum einnimmt, in diesem Moment wird eine Punkt erreicht, bei dem der Mensch aufpassen muss, dass er sich nicht darin verliert. Die Person sollte dann versuchen eine Strategie zu finden, mit der sie rauskommen kann.“

In einer Depression scheint Flor Martinez auch positive Seiten zu erkennen. Ihre Sinngebung erinnert an eine berühmte Aussage des Zürcher Psychoanalytikers Carl Gustav Jung, der gesagt haben soll: „Die Depression ist gleich einer Dame in Schwarz. Tritt sie auf, so weise sie nicht weg, sondern bitte sie als Gast zu Tisch und höre, was sie zu sagen hat“ (zit. in Hell 2007: 17). Die Depression zeigte ihr tiefsitzende Schmerzen auf. Die Biographin begreift das Leiden an der Depression als einen Aufschrei. Sie wurde auf ihre seelische Not aufmerksam gemacht, die sie aufwühlte und innerlich bewegte („Ich denke, dass die Depression wie ein Schmerz der Seele ist, der dich aufweckt und erwachen lässt.“). Im Umgang mit der Depression sind aus ihrer Sicht Rückzug, Ruhe, Selbstzuwendung, Gefühle zulassen und das Lösen von Gefühlsspannungen in Form von Weinen hilfreich. In ihrer eigentheoretischen Bilanzierung dokumentiert

sich die Depression als erforderlicher Weg, um Zugang zum Innersten zu finden, dabei sich selbst gegenüber ehrlich zu sein und sich weiterzuentwickeln. Flor Martinez beschreibt die psychische Erkrankung als eine sinnvolle Erfahrung, die sie veranlasste ihre bisherige Lebenshaltung zu überdenken und biographische Änderungen in ihrem Leben anzugehen.

9.7 Fehlende Erwerbsarbeit und finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann

Rosita Diaz kommt aus Popayan, einer Stadt im Südwesten Kolumbiens. Sie bezeichnet sich selbst als indigene Frau mit dunkler Hautfarbe. Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz ist sie mit 53 Jahren die älteste migrierte Frau in meinem Sample. Als ich sie im Jahr 2013 interviewte, lebte sie erst seit einem Jahr in einer Kleinstadt in der Deutschschweiz. Nach der Scheidung von ihrem ersten Ehemann lebte sie in Medellin, der zweitgrößten Stadt Kolumbiens. Hier wohnen auch ihre zwei erwachsenen Kinder, ein 33-jähriger Sohn und eine 23-jährige Tochter. Rosita Diaz absolvierte eine Marketing-Berufsausbildung und schloss zudem einen Bachelor im Bereich öffentliche Verwaltung in ihrem Herkunftsland ab. In Medellin arbeitete die Biographin als Sachbearbeiterin in der öffentlichen Verwaltung. Als sie ihren Mann im Jahr 2008 über Social Media im Internet kennenlernte, waren sie 49 Jahre und er 69 Jahre alt. Der Altersunterschied von 20 Jahren war für sie kein Problem. Nach zwei gescheiterten Beziehungen wünschte sie sich eine Beziehung zu einem Mann, der „reif“ sei, wie sie sagt. Ihr zweiter Ehemann ist Deutscher, der seinen Lebensmittelpunkt seit vielen Jahren in der Schweiz hat. Er war in der Schweiz selbstständig tätig, bevor er in die Rente ging. Er gehört der Mittelschicht an. Vor der Heirat führten sie eine mehrjährige Fernbeziehung und besuchten sich gegenseitig mehrmals im jeweiligen Land. Nach der Hochzeit zog Rosita Diaz zu ihrem Mann und sagt dazu: „Er fragte mich nicht, ob ich migrieren wollte. Es war wie selbstverständlich, dass ich nach der Hochzeit nach Europa kommen würde.“ Die Biographin erkrankte sechs Monate nach der Migration an einer Depression.

Um ihre finanzielle Selbstständigkeit zu bewahren, arbeitete sie als Reinigungskraft in einer Bar einer kubanischen Bekannten. Da ihr Mann kein Geld für Deutschkurse ausgeben wollte, brachte sich die Kolumbianerin die Sprache im Selbststudium bei. Die fehlende Bereitschaft der Ehemänner Sprachkurse zu bezahlen, lässt sich in mehreren Erzählungen der interviewten Frauen konstatieren.

Am Beispiel von Rosita Diaz wird deutlich, dass die Folgen von Arbeitsmarktexklusion bzw. die Zuweisung von schlecht bezahlten Stellen im Niedriglohnssektor eine finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann fördern.

„Der Punkt ist, dass ich es gewohnt bin zu arbeiten. Ich bin eine sehr fleissige Frau. Ich arbeitete immer, so wurde ich von meiner Mutter erzogen. Alle meine Schwester arbeiten. Ich habe zwei Ausbildungen, eine in der öffentlichen Verwaltungsadministration und die andere in Marketing. Ich gab alles auf, weil ich total in meinem Mann verliebt war. Ich kam verliebt hierher. Mein Herz war voller Liebe für diesen Mann. Ich kam mit der Illusion (...), ich war eine verliebte Frau, die verblendet war (...). Mein Mann sagt, dass ich nur aufgrund seines Geldes hier bin. Aber es stimmt nicht. Ich fühle mich noch jung, ich möchte arbeiten. Ich möchte ihm beweisen, dass ich nicht an seinem Geld inter-

essiert bin. Ich möchte in der Schweiz arbeiten, um selbstständig zu sein und meinen Kindern und meinen Eltern helfen zu können. Mein Mann bezahlt die Miete, die Krankenkasse etc., da es schwer ist eine Arbeit zu finden, wenn du nicht gute Sprachkenntnisse hast. Bis jetzt habe ich nur eine Arbeit als Putzfrau bekommen. Doch er wirft mir ständig vor, wieviel ich ihm koste, was er mir alles zahlen muss. Das empfinde ich als erniedrigend, vor allem weil ich in Kolumbien eine gut bezahlte Arbeit in der öffentlichen Verwaltung hatte. Hier muss ich zum ersten Mal in meinem Leben Toiletten putzen gehen, damit ich Geld verdienen kann (sie beginnt zu weinen). Ich lerne Deutsch und in Kolumbien hatte ich auch schon während fünf Monaten die Sprache gelernt, aber ich bin noch nicht so gut. Mein Mann sagt mir bloss, dass ich kein Talent habe die deutsche Sprache zu lernen, deshalb will er keinen Kurs bezahlen. Wie kann dir ein Mann so was sagen? Dass du kein Talent hast (...). Er sagt mir damit auf eine freundliche Art, dass ich dumm bin. Ich verstehe es nicht. Sein Verhalten ist sehr (...), ich weiss nicht (...) Wenn er in Kolumbien leben würde, dann würde ich mich mit ihm hinsetzen und ihm die Sprache erklären. Das wäre das Mindeste, was ich machen würde. Er aber macht es nicht mit mir (...). Ich kam mit einer anderen Vorstellung in die Schweiz. Ich dachte, dass ich einen anderen Typ Mann an meiner Seite hätte und (...) ich dachte, ich könnte eine gute Arbeit finden. Ich fühle mich so schlecht (...). Es ist sehr schmerzhaft, bitter und demütigend, wenn mein Mann mir sagt, dass ich nach Kolumbien zurückkehren kann, wenn es mir hier nicht passt oder wenn es mir nicht gut geht. Wo bleibt seine Unterstützung? Seine Zuneigung? Das alles kann eine Depression auslösen, oder?“⁷

Dieses Zitat zeigt mehrere Problemfelder, die sowohl im privaten wie auch im gesellschaftlichen Kontext liegen. Die Biographin macht hier deutlich, dass ihre Berufstätigkeit und die damit verbundene Autonomie und Selbstbestimmtheit schon immer einen zentralen Stellenwert in ihrem Leben einnahmen, was ihr bereits von ihrer Mutter vermittelt worden war. Die Schwierigkeiten der Arbeitssuche führt Rosita Diaz auf ihre mangelnden Deutschkenntnisse zurück. Die Frage, inwieweit und ob Rosita Diaz' Alter von 54 Jahren sowie ihre Herkunft aus Lateinamerika einen Einfluss auf die Anstellungschancen haben, kann hier nicht beantwortet werden.

Ihre gegenwärtige biographische Perspektive in Verbindung mit der Situation als finanziell abhängige Ehefrau erlebt sie als sehr belastend. Nicht nur im Leben von Rosita Diaz, sondern in fast allen Erzählungen nimmt die ökonomische Unabhängigkeit einen zentralen Stellenwert ein. Die Erfahrung, nicht über eigenes oder ausreichendes Einkommen zu verfügen, um ein selbstbestimmtes Leben zu führen, wird in den Biographien zahlreicher lateinamerikanischer Frauen als eine Beeinträchtigung ihres psychischen Wohlergehens präsentiert.

Mit dem Vergleich der Berufstätigkeit in ihrem Herkunftsland und dem Aufnahmeland wird die erfahrene Belastungssituation deutlich. Mit der Migration veränderte sich nicht nur die berufliche und finanzielle Situation, sondern auch ihre soziale Lage grundlegend.

Während mit der Ausübung ihres gelernten Berufes in Kolumbien eine massgebliche Lebenszufriedenheit verbunden war, bedeutet die Arbeit als Reinigungskraft in der Schweiz für Rosita Diaz eine Quelle der Unzufriedenheit. Darüber hinaus reicht

7 Das Interview mit Rosita Diaz führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

ihr Einkommen aus dieser Erwerbsarbeit in Teilzeit nicht aus für ein selbstbestimmtes Leben. Sie ist auf die finanzielle Unterstützung ihres Ehemannes angewiesen und nicht nur in dieser Passage, sondern im gesamten Interview ist die Beziehung zu ihrem deutschen Mann ein dominantes Thema. Aufgrund der finanziellen Abhängigkeit besteht eine starke Machtungleichheit zwischen ihr und ihrem Mann. Die Abhängigkeit in der binationalen Beziehung wiegt zusätzlich schwer, weil sie einen von ihrem Ehemann abhängigen aufenthaltsrechtlichen Status hat. Da sie noch nicht drei Jahre mit ihrem Mann in der Schweiz verheiratet war, hat sie keinen Anspruch auf eine eigenständige Aufenthaltsbewilligung. Das stellt eine weitere Belastung für die Biographin dar.

Auch in Rosita Diaz' Fall zeigt sich, dass der Ehemann sein Gefühl der Überlegenheit gegenüber seiner Frau offen manifestiert. Der Ehemann beschuldigt sie – ähnlich wie auch von anderen Interviewpartnerinnen geschildert – es nur auf sein Geld und seinen Status in der Schweiz abgesehen zu haben. Mit dieser Anschuldigung ignoriert ihr Mann nicht nur die Tatsache, dass sie für diese Liebesbeziehung die Herausforderung einer Migration auf sich nahm und dadurch ihren Beruf und ihr vertrautes Leben in Kolumbien aufgab, sondern vernachlässigt zudem, dass sie einer Arbeit in der Schweiz nachgeht und trotz geringen Einkommens zur Finanzierung des Lebensunterhalts beiträgt.

In der Passage wird deutlich, dass die Biographin den Vorwurf ihres Ehemannes ihn nur aus Profit und ökonomischen Überlegungen heraus geheiratet zu haben, als gravierend demütigend und erniedrigend erlebt. Somit ist sie in dieser binationalen Ehe mit ähnlichen Anschuldigungen konfrontiert wie auch Amalia Torres und andere Frauen aus Lateinamerika.

Auf der Suche nach Liebe, emotionaler Zuwendung und Akzeptanz bleibt Rosita Diaz die Erfahrung versagt, dass sich ihr Ehemann auf sie einlässt, auf ihre Bedürfnisse eingeht und ihre Gefühle erwidert. Die Biographin fühlt sich folglich nicht nur in ihrem Beziehungswunsch mit einem Europäer, sondern auch in ihrem Wunsch nach guter Arbeit betrogen. Das mehrmalige Betonen ihrer Liebe zu ihrem Mann verdeutlicht, wie stark die Auswirkungen der als unglücklich empfundenen Ehe das psychische Wohlbefinden der migrierten Frau tangieren. Es gelingt ihr in dieser Belastungssituation nicht, die negativen Erfahrungen im Kontext ihrer binationalen Ehe biographisch zu bewältigen. Im weiteren Verlauf wird sich die binationale Beziehung konfliktreich gestalten, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Aus der eigentheoretischen Reflexion der Biographin wird ersichtlich, dass die erniedrigenden und demütigenden Verhaltensweisen des Ehemannes sowie die finanzielle Abhängigkeit sich sehr belastend auf ihre Psyche auswirken. Auffallend ist Rosita Diaz' sprachliche Formulierung, um in einer selbstreflexiven Auseinandersetzung den Entstehungskontext der psychischen Erkrankung darzustellen: „Das alles kann eine Depression auslösen, oder?“ Mit der unpersönlichen Ausdrucksweise, die einen generalisierenden Charakter aufweist, ist sie in der Lage über eine krisenhafte Erfahrung sprechen zu können. Hierbei nimmt sie nahezu eine emotional distanzierte Haltung ein. Die verbale Distanzierung lässt sich als Abwehr von belastenden migrationsspezifischen Erfahrungen deuten, die noch nicht biographisch bearbeitet sind. Mit dem Rückversicherungspartikel „oder“ scheint sie sich vergewissern zu wollen, dass ich als Interviewerin ihre Eigenerklärung verstehe.

Es fällt auf, dass die Biographin die Ursachen ihrer Depressionserkrankung vorwiegend auf der Beziehungsebene situiert. Hierbei steht ihr Nicht-Verstehen von und ein Sich-herablassend-behandelt-Fühlen durch ihren Ehemann im Vordergrund, worauf sie mit Hilflosigkeit und emotional überfordert reagiert.

Die Ehe stellt im Leben der Migrantin eine zentrale Lebensorientierung auf der privaten Ebene dar; insbesondere die Situation berücksichtigend, alleine in der Schweiz zu sein, da alle ihre Bezugspersonen wie etwa ihre Kinder, Eltern und FreundInnen im Herkunftsland leben. In der Eigentheorie über die Krankheitsursachen bleiben gesellschaftliche Bedingungen und strukturelle Barrieren unerkannt. Als Migrantin ist sie von Dequalifizierung betroffen, weil ihre in Kolumbien erworbenen Abschlüsse sowie ihr professionelles Wissen wenig auf dem Schweizer Markt gelten. Obwohl sie der Landessprache noch nicht mächtig ist und sich im Lernprozess befindet, sollten nicht nur ihre Deutschkenntnisse gewichtet werden, sondern auch ihre anderen Sprachkenntnisse mehr Anerkennung auf dem qualifizierten Arbeitsmarkt finden. Die gelegentliche Reinigungsarbeit lässt sie zwar sich handlungsfähig fühlen, mit der Ausübung einer Berufstätigkeit, die weit unter ihrem Qualifikationsniveau liegt und ihr keine selbstständige Existenzsicherung erlaubt, ist sie zugleich in ihrer aktiven Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit eingeschränkt.

Sie scheint unter der Mehrfachablehnung zu leiden, die auf der partnerschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Ebene stattfindet. Mit der Migration haben sich ihre Lebensbedingungen eher verschlechtert. Ihre Zukunftsentwürfe und Zukunftserwartungen im privaten und beruflichen Lebensbereich zerbrechen in dieser Lebensphase. Das Alleinsein, Getrenntsein von Familienangehörigen, fehlende Zugehörigkeitsgefühle in der Schweiz und das abwertende Verhalten ihres Ehemannes sowie Machtkämpfe in der Beziehung beeinträchtigen ihr Selbstwertgefühl. Aufgrund ihrer Berufssituation ist sie ökonomisch in ein starkes Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Ehemann versetzt. Hinzu kommen aufenthaltsrechtliche Abhängigkeiten, die sich nicht nur auf ihren Handlungsspielraum auswirken, sondern auch auf ihre psychische Gesundheit. Ein Überwinden von verlaufskurvenförmigen Lebenssituationen in der Anfangszeit der Migration findet nicht statt. Leidenserfahrungen dominieren das Leben der migrierten Frau. Durch die Häufung kritischer Ereignisse im Leben der Biographin entwickelt sie ein Gefühl des Überrollt-Werdens und des Weggeschwemmt-Werdens. Sie erlebt sich in dieser Lebensphase nicht mehr als Agierende, sondern nur noch als Reagierende. Hoffnungslosigkeit und Perspektivlosigkeit machen sich breit und es entsteht das Gefühl, nichts an der Situation ändern und keinen Einfluss auf sie nehmen zu können. Die vielfältigen migrationsspezifischen Erfahrungen lösen bei Rosita Diaz eine Depression aus. Die Analyse zeigt, dass die Migration in die Schweiz im Leben der Biographin einen Bruch darstellt, der sich in der Zweiteilung der erzählten Lebensgeschichte erkennen lässt.

9.8 Die Bedeutung von Erwerbsarbeit und psychisches Wohlbefinden

Ana Ortiz, eine Sport-, Freizeit- und Bewegungspädagogin aus Peru, fand nach mehrjähriger Arbeitssuche eine Stelle als Lehrerin in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder. Zuvor absolvierte sie einen Lehrgang als Leseanimatorin am Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien. Zusätzlich

machte sie eine Weiterbildung zur Spielgruppenleiterin. Das folgende Zitat verdeutlicht den positiven Effekt, den der berufliche Einstieg in eine qualifizierte Arbeit für eine Migrantin aus einem Nicht-EU-Land aufweist:

„Ich dachte, wenn ich wieder Lehrerin bin, dann bin ich hier jemand. Und dann bekam ich die Stelle als HSK-Lehrerin. Ich liebte diese Arbeit. Auch wenn ich nur ab und zu arbeiten konnte, habe ich es genossen. Die Arbeit war nicht so gut bezahlt, aber mir ging es nicht um das Geld. Mir ging es einfach darum wieder glücklich zu sein, so dass ich wieder aus dem Haus gehen konnte und dass, dass (...) ich wieder unterrichten konnte. Und ich bekam auch sehr gutes Feedback. Ich wurde immer sicherer und zuverlässiger, dass ich auch in Zukunft arbeiten könne und nicht nur Hausfrau bin.“

Dieses Zitat verdeutlicht die biographische Relevanz von Erwerbstätigkeit der Biographin. Die Formulierung „wenn ich als Lehrerin arbeite, dann bin ich hier jemand“, die die migrierte Frau verwendet, verweist auf ihren Wunsch nach sozialer Anerkennung. Die komparative Analyse zeigt, dass sie ähnlich wie die zwei lateinamerikanischen Migrantinnen aus den Falldarstellungen und auch wie die meisten anderen Studienteilnehmerinnen, mit der beruflichen Deklassierung zu ringen hat. Durch das Ausüben ihres angestammten Berufes „jemand zu sein“, macht deutlich, wie sehr sie unter dem beruflichen Ausschluss gelitten hat. Ihr Leiden korreliert zugleich mit einer niedrigeren Position im gesellschaftlichen Prestige- und Statusraum im Vergleich zur bisherigen sozialen Position im Herkunftsland.

Ana Ortiz' Darstellung macht deutlich, welch positiven Effekt das Ausüben eines ursprünglich gelernten Berufes auf den psychischen Zustand hat. Ihre Zufriedenheit mit ihrem berufsbiographischen Verlauf führt sie darauf zurück, die in Peru erworbene Hochschulqualifikation und ihr professionelles Wissen verwenden zu können. Sie ist glücklich. Mit der Beschäftigung als Lehrerin steigt auch ihr Selbstwertgefühl. Die positiven Rückmeldungen bei der Arbeit wirken sich zusätzlich auf ihre Selbstachtung aus. Durch die Teilhabe am Arbeitsmarkt wird nicht nur ihr Selbstbewusstsein gestärkt, sondern sie entwickelt darüber hinaus neue berufliche Perspektiven. Erwerbsarbeit stellt neben der finanziellen Unabhängigkeit eine Ressource für ihre psychische Gesundheit dar. Bei der Arbeit fühlt sie sich wertgeschätzt. In der ausserhäuslichen Erwerbsarbeit findet sie Erfüllung, die sie neben ihrem „Mutter-Sein“ bereichert.

9.9 Zusammenfassung

Die Arbeitserfahrung in der Schweiz wird in allen Erzählungen als ein relevantes biographisches Thema präsentiert. Es ist bemerkenswert, dass fast alle Migrantinnen (15 von 17 Frauen) von einer krisenhaften Phase der Erwerbslosigkeit in ihren biographischen Erzählungen berichten. Die interviewten Frauen führen an, dass sie unter der Nichtanerkennung ihrer Kompetenzen und ihres Wissens leiden. Aus den Interviews geht deutlich hervor, dass für das Auslösen einer Depression mehrere Faktoren verantwortlich sind. Als die befragten Migrantinnen psychisch erkrankten, befanden sich allerdings die meisten Frauen in dequalifizierten Arbeitspositionen oder waren ganz von einer Arbeitsmarktexklusion betroffen. Das ist auffallend.

Mit der fehlenden Anerkennung ihrer Ausbildungstitel und der beruflichen Abwertung nehmen sie in den meisten Fällen im gesellschaftlichen Prestige- und Statusraum im Vergleich zu ihrem Herkunftsland eine niedrigere soziale und berufliche Position ein. In der Schweiz ist die Mehrheit der befragten Frauen (13) von einem sozialen Abstieg betroffen. Zwei Migrantinnen erfahren einen sozialen Aufstieg und für zwei weitere Lateinamerikanerinnen bleibt der soziale Status unverändert.

Um am Arbeitsmarkt teilzunehmen, finden sich die meisten Interviewpartnerinnen mit einem beruflichen Abstieg ab und gehen einer Arbeit nach, die weit unter ihrer Qualifikation liegt. Es zeigt sich, dass neben einer ökonomischen Notwendigkeit, das Ringen um soziale Anerkennung, Wertschätzung sowie Akzeptanz dazu führt, dass die befragten Migrantinnen grosse Abstriche an ihren beruflichen Zielen hinnehmen, was ihre emotionale Befindlichkeit bestimmt.

Erwerbslosigkeit bzw. Arbeiten im Niedriglohnbereich sind oft mit einer materiellen Existenzunsicherheit für die Migrantinnen verbunden. Die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann wird dadurch gefördert und das erschwert ein selbstbestimmtes Leben. Depressionserkrankungen im Kontext von fehlender Arbeitsmarktpartizipation sowie die Zuweisung von Putzstellen an Migrantinnen aus Lateinamerika, ohne Rücksicht auf ihr Qualifikationsniveau, sind auch im Zusammenhang mit den daraus resultierenden ökonomischen Schwierigkeiten zu verstehen.

